



1876.

Neue Monatshefte
für
Pichtkunst und Kritik.

Herausgegeben

von

Oscar Glumenthal.

III. Band. Heft 6.

Leipzig,

Ernst Julius Günther.

1876.

Inhalt.

	Seite
Die Laß des Schweigens. Eine Seelenstudie von Ferd. Kürnberger.	473
Clytia. Lustspiel von Hermann Lingg.	488
Ein Frühlingsmärchen. Von Hans Herrig.	496
Gedichte.	506
Mitten unter Sündern. Eine Erinnerung aus der Jugendzeit von P. R. Kofegger.	508
Sinn und Unsinn. Von A. Thrauenfeld.	515
Zur französischen Kulturgeschichte. Von J. J. Honegger.	517
Die Nibelungendichtung der Neuzeit. Von Reinhold Bechstein.	523
Adolf Wilbrandt's Glückswege. Von S. Heller.	532
Sulwer's lechte Romane. Von Hieronymus Lorm.	538
Pariser Theaterbriefe. Von Gottlieb Ritter.	542
Kritische Rundblicke	551
Eine neue Anthologie. Von Oscar Blumenthal.	
Zur kleinen Bächerchau. Von Oscar Blumenthal.	
Miscellen.	555

Die „Neuen Monatshefte“ erscheinen regelmäßig am Ende jedes Monats
im Umfang von mindestens 6 Bogen 8^{er} eleg. gef.

Der Jahrgang besteht aus 2 Bänden zu je 6 Heften.

Preis pro Band 6 Mark; pro Quartal 3 Mark; pro Heft 1 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Die Last des Schweigens.

Eine Seelenstudie

von Ferdinand Kürnberger.

Die Leute sagen, ich sterbe morgen auf dem Schaffot. Es ist wahr, meine Krankheit brachte mich auf ein Todtenbett, welches man Schaffot nennt. Meine Krankheit hieß — Leidenschaft. Ist es meine Schuld, daß sie tödtlich verlief? Die Leute sagen, ich hätte mein Selbstarzt sein sollen. Womit? Mit eben den Kräften, welche von meiner Leidenschaft ergriffen waren? Kann ein brennendes Haus sich selbst löschen? Kann eine Wasserüberschwemmung sich selbst eindämmen? Aber die Leute sagen, der Mensch hat eine doppelte Natur. Und die gute Natur soll die böse Natur überwältigen. Ich verstehe das nicht. Ist die gute Natur stärker, so unterliegt ihr die böse von selbst; ist die böse stärker, so fordern die Leute, das Stärkere soll überwältigt werden von dem Schwächeren. Ist das möglich? Aber die Leute sagen, das Böse wird. Und ich hätte die Pflicht gehabt, sein Werden zu verhindern. Hier gemahnts mich wie Wahrheit. Ja, ja, ich fühlte werden in mir. Das Böse wurde. Als ich liebte, war meine Leidenschaft gut; als ich glücklich zu sein wünschte, war sie auch noch gut; aber ich beneidete, ich haßte — und meine Leidenschaft wurde böse. Immerhin! war es doch nur eine gedachte Bosheit! Eh' ich den Nebenbuhler tödtete, weideten sich an der Vorstellung seines Todes meine Gedanken. Und glaubt man böse zu sein, wenn man das Böse nur denkt? Ich habe den Punkt übersehen, wo die Gedanken zur That nöthigen. Ich spielte mit meinen Gedanken — meine Gedanken spielten mit mir! Die Leute sagen, ich bin ein Mörder. Ich möchte sagen: ich habe den Mörder an mir erlebt!

Ueberblicke ich den zurückgelegten Weg, so sehe ich nicht wo ein Nebenweg ausbeugte, wo mein Geist mir gesagt hätte: halt ein! oder: kehre um! Es floß eins aus dem andern. Ich war gut und menschlich, und ich war böse und auch menschlich. Ich sehe die Stelle des Uebergangs nicht, ja, ich glaube, sie ist gar nicht da. Ich ging immer in der Menschheit. Ich ging immer mir selbst nach. Brächte ein Gott mich an den Ausgangspunkt zurück, ich ginge den nämlichen Weg. Ja, ich glaube sogar, ich fände die nämlichen Fußstapfen wieder. Ist Leidenschaft eine Krankheit, so ist sie die einzig folgerichtige. Kein Kranker will seine Krankheit, aber der Leidenschaftliche will seine Leidenschaft. Die Krankheit kommt aus dem Leiblichen, sie thut dem Seelischen in uns ein ruchloses oder albernes Unrecht. Ein Knochen, ein Darm leidet, — und Kopf und Herz müssen hinab in die Grube! Die Leidenschaft kommt aus dem Seelischen selbst; sie thut uns unser gerechtestes Maß. Ich werde es morgen auf der Plattform des Schaffots sagen: Ich sterbe die natürlichste aller Todesarten!

Zuvor aber will ich in meiner Zelle noch aufschreiben, warum ich mich selbst ver-rathen. Die Leute möchten sonst sagen, mein Gewissen that's. Mein Gewissen that's nicht, ich bin ein gerechter Mann. Es liegt tiefer. Die menschliche Seele ist räthselhafter als Menschen ahnen. Und wer eine Sylbe des vielthübligen Räthfels gefunden, der ist seiner Gattung schuldig, es mitzutheilen. Vielleicht daß so einst die ganze Auflösung gelingt. Dann wird kein Recht und kein Unrecht mehr sein, dann wird kein Schaffot sein. Die Todesstrafe, wenn sie das Leben kennen gelernt, wird sich selbst zum Tode verurtheilen.

Höret mich an.

Ich spreche nicht von meiner Liebe. Ihr Andern würdet doch glauben, es sei eure Liebe. Meine Liebe entstand und vergeht mit mir. Sie ist zum ersten- und letztenmale in der Welt. Wehe dem Liebenden, der seine Liebe nicht für unaussprechlich hält! Irma, du Inbegriff meines Begriffes! Allen wirst du gefallen, Viele werden dich lieben, aber geschaffen warst du nur für mich. Jedes Weib ist nur für einen Mann geschaffen. Selten lernt sie ihn kennen, noch seltener lieben und am seltensten kommt es zur Ehe. Und doch wollen sie heilig sein, die Paarungen, welche sich Ehen nennen. Henker, bereite dich, mein Kopf ist dieser Welt müde!

Als es entschieden war, daß Irma, die sich selbst nicht kennt, dem raschen glänzenden Tänzer, der sie auch nicht kannte, die Tour durchs Leben zugesagt; als ich in jener unvergeßlichen Nacht des letzten Casinoballs trunken von meinem Unglück auf mein Landgut zurückfugte; als ich meiner Dogge, die mich freubewinselnd ansprang, das Messer ins Herz stieß, um die gräßliche Kunst zu lernen, welche zu lernen mir jetzt bevorstand, die Kunst, Liebe zu entbehren und gegen Liebe zu wüthen; als das schöne, seelenvolle Thier mit brechendem Auge mich vorwurfsvoll ansah und seine Glieder streckte und zuckend verendete; da war's wo mir zuerst der Gedanke kam! damals dacht' ich zuerst: Wenn Oedön so vor dir zuckte!

Spielend mit diesem Gedanken schlief ich ein. Die Nacht wurde so martervoll nicht als ich gefürchtet. Holder, freundlicher Mordgedanke! dich hätte ich verbannen sollen? Und warst mein einziger Freund, mein einziger Tröster in jener Nacht! Sahest an meinem Lager, kühltest meine Schmerzen, unterhieltest mich mit genußvollen Möglichen, die dem Alltagskopfe schon aufgehört und die mir nicht aufhörten, wenn ich kein Alltagskopf war. Gibst es denn Etwas, sagtest Du, das Irma nicht werth wäre? Ist Irma nicht eines Mordes werth? Dein Leben gibst du für sie, warum nicht dein Gewissen? Kann Liebe Liebe sein und doch etwas behalten wollen, das sie nicht opfern könnte? Dein Leben gibst du für sie, warum nicht auch das eines Andern? Steht dir der Andere näher als du? Existirt die Welt auf diesem Fuße? Sieh sie dir an, diese Welt! ihre Geseze und Sittenbegriffe! Heilig das Ich! predigt dir Alles. Im kleinen winselnden Kinde liebt die Mutter das Ich und im großen ewigen Gotte idealisirt der Mensch wieder das Ich. Der Gott soll ihm helfen, dienen, seine Wünsche befriedigen, und wenn ers auf Erden versäumt hat, eine ganze Ewigkeit lang es nachholen. Der Gott ist das kolossal geschmeichelte Ich. Und wenn es dem Ich schmeichelte, zu tödten, so wehrte es Gott? Du sollst nicht tödten, hat er gesagt. Wohl, aber das sagte er als Parteimann dessen, der getödtet werden soll, nicht dessen, der tödten will. Dem sagt er anders — frag Irma's Augen!

Du sollst nicht tödten. Was heißt das anders als: ich setze voraus, du wünschest

zu tödten? Also der Wunsch, nicht das Verbot ist die Originalstimme im Menschen. Lange vor Sinai war Cain.

Natürlich! der Naturmensch tödtet. Der gesellig-lebende, wie er in Stamm und Volk auf Sinai steht, soll nicht tödten, denn er ist rings von Nachbarn umgeben; allzu viele Augen sehen auf ihn. Er fordert die Blutrache heraus, er könnte selbst wieder getödtet werden. Da ist es wieder, das Ich! Die Rücksicht auf das Ich, nichts Höheres verbietet zu tödten. Aber was das Ich verbietet, kann das Ich wieder erlauben. In einer großen Leidenschaft trittst du in den Naturzustand zurück, nimm dir die Rechte des Naturmenschen heraus. Tödtet!

So mütterlich umarmtest du mich, süßer barmherziger Mordgedanke! Und wenn du fromm bist, sagtest du, und nichts willst als die Natur und im Guten und Bösen ihr folgst wie ein gehorames Kind, so will ich dich noch glücklich machen. Und ich horchte dir zu — und schlief ein.

Als ich erwachte, war die ganze Höllenlogik der Nacht vergessen. Aber auf meiner Schwelle lag Molly, die todte Molly, die sich sterbend dahin geschleppt hatte. Dieser Anblick bezauberte mich. Wieder dachte ich: Wäre es Döbön!

Der Tod eines Nebenbuhlers hat mehr Schönheit als alles Leben. Und je fremder mir die That noch war, desto zudersichtlicher mein Gedankenpiel. Wozu es aufhalten? sagte ich bei mir. Das Gewissen spricht immer für sich; hör auch einmal, was dagegen spricht. Laß die Parteien sich streiten. Behältst du doch freie Hand! Kann der Mordgedanke seine Sache durchsetzen, so war es Feigheit und Aberglaube, ihn ungehört zu verdammen; behält das Gewissen Recht — nun so hat dich der schwarze Gefelle doch unterhalten, wie es deiner Stimmung gemäß war. Laß ihn gewähren!

Und Tag und Nacht kein anderer Gedanke mehr! Stand ich auf dem Anstand und hört' ich das Knallen der Jagd um mich her und Signale und Hundegebell, so hört' ich noch deutlicher meine eigene innere Stimme. Du nimmst ihm das Leben, würde der Sprachgebrauch sagen. Aber das ist ja falsch! Denn einmal nimmst du ihm jenes Leben nicht, das er schon gelebt hat und das ihm kein Gott nehmen kann. Sodann aber — die Jahre, die er noch zu leben hat, wo existiren sie anders als in deiner eigenen Vorstellung? Sie sind ein Begriff, eine Idee. Du nimmst ihm nicht zwanzig oder vierzig Jahre, du nimmst ihm in Wahrheit nur einen Augenblick. Ueber diesen Augenblick hinaus, sind jene zwanzig oder vierzig Jahre nicht mehr seine Vorstellung sondern deine. Ueber diesen Augenblick hinaus, weiß er nicht mehr was er verloren hat, und so hat er wirklich nur einen Augenblick verloren. Er hat nicht mehr verloren als jener Hase, welcher vor dem Schuß des Jägers zugleich ist und nicht mehr ist. Thor, der du bist! Welch ein Widerspruch über deine eigenen zwanzig oder vierzig Jahre die Empfindung eines unvergesslichen Unglücks zu verhängen, bloß weil du über einen Andern nicht jenen Augenblick verhängen willst, welchem keine Empfindung mehr folgt.

Beim Nachbar Dijkstra wird mir zum Kaffee eine Untertasse präsentiert, welche Napoleons Uebergang über den Mont Blanc darstellt. Wie oft hatte ich die Bignette angesehen, ohne was zu denken; jetzt dachte ich: das ist der Attila, welcher sich rühmte, er habe monatlich dreißigtausend Mann auszugeben. Mit welchem Rechte gab er sie aus? Seine politische Lage erforderte es. Aber warum war sein Barbier und sein Koch nicht in dieser politischen Lage? Warum war sie weder vor ihm noch nach ihm da, diese politische Lage? Weil sie ein Ausfluß seiner Persönlichkeit war. Seine Person

brauchte monatlich dreißigtausend Mann. Und weil er sie brauchte, so nahm er sie und verbrauchte er sie. Er verbrauchte die Altersklassen des wehrfähigen Frankreichs und Rheinbunds, wie sein Leib seine Hemden verbrauchte. Eine Generation um die andere zog er an und vernutzte sie. Seine Leidenschaft hatte eine Welt zur Verfügung und hieß Weltgeschichte. Meine Leidenschaft nimmt ein Privatleben in Anspruch und heißt Criminalgeschichte. Das ist der Unterschied. Ein Unterschied der Größenverhältnisse. Thor, der das nicht weiß! Recht und Unrecht sind mathematische Proportionen, nicht sittliche Begriffe. Jeder Mensch folgt seinem Naturgesetze und dieses Gesetz ist weder ein Recht noch ein Unrecht. Unrecht wirb's, wenn es die Menschen überwältigen können; Recht bleibt's, das sie anerkennen und ihrer übrigen Rechtsordnung einfügen, wenn es größer ist als der Widerstand. „Macht ist Recht;“ — besser gesagt: aus Macht wird Recht; — und am besten gesagt: Leidenschaft ist Recht, und Leidenschaft mit Macht behält Recht!

Eingetaucht in diese Philosophie stählte ich mich und wurde hart, wie weiche Gegenstände in Kieselstein verhärteten. Daß ich durfte, fühlte ich mehr und mehr, aber noch einmal durchprüfte ichs, ob ich mußte. Ich prüfte strenge, gewissenhaft. Irma, Deddön und ich — ich maß alle Proportionen dieses Verhältnisses aus. Ach, sie waren längst gemessen. Deddön war nicht Irma's erste Liebe, er war ihre letzte Puppe. Ihre Sinne waren ihrem Herzen vorausgeeilt. Sie verwechselte jene mit diesem und der Ausdruck dieses Irrthums hieß Deddön. War es möglich, diesen Irrthum ihr zu entreißen? In Güte nicht. Einem Volke ist seine Freiheit nicht anders zu schenken, als indem man seinen Tyrannen tödtet, denn so lange er lebt, schöpft er seine Macht aus eben dem Volke. Eben so einer Seele. Deddön war der Tyrann ihrer spielenden und tändelnden Seele und sie wußte nicht, daß es eine denkende und fühlende gab und hatte kein Bedürfniß darnach, so lange Deddön — seine Cracovienne mit ihr tanzte! Das ist ja das Unglück: der Tyrann tödtet nicht die Freiheit, sondern die Fähigkeit und das Bedürfniß der Freiheit. Der deutsche Klassiker Schiller schreibt mit zermalmender Wahrheit: „Mittelmäßiger Umgang schadet mehr, als die schönste Gegend und die geschmackvollste Bildergallerie wieder gut machen können. Auch mittelmäßige Menschen wirken.“ Hört es, ihr Bedanten der geistigen Selbstüberschätzung. Jeder Geist wird an Punkte kommen, wo es der physischen Mittel bedarf, um zu gelten. Wegen Deddön half mir ein Büchschenschuß besser, als alle Vortheile meines Geistes. War er todt, dann wurde Irma geboren. Sie mußte erstaunen, wie sein Tod gar keine Bürde riß. Sie mußte zu trauern glauben und sich selbst überraschen, daß sie eigentlich nicht trauerte. Deddön tödteten hieß Irma lebendig machen. Sein Leben für ihres — es war ein gewinnreicher Tausch. Sterben soll er, er dem sie suchen wird, wenn es zu spät ist. Auch mittelmäßige Menschen wirken. Weh ihnen!

Ich fing jetzt die Ausführung des Mordes zu überlegen an. Es mußte ein Plan sein, welcher weder sich selbst noch weniger mich verrieth. Keine That, sondern ein Ereigniß. Etwa ein unvorsichtiger Schuß auf der Jagd oder auf einem Spazierritte. Ein Schuß aus seiner Umgebung — von gedungener Hand. Ich dachte hin und her über den Mann meiner Wahl. Oft ging ich in diesem Gedanken am Ufer des Platensees, welcher mein Landgut begrenzt, spazieren. Sah ich dann auf dem See die schmalen winzigen Röhne ziehen — Seelentränker nennen wir sie — wie verlockend war mir der Anblick! Wenn so ein Holzstreifen sich überschlägt, so sinkt ein Menschenleben in die Tiefe! Still und verdachtlos verschwindet es; der Fährmann schwimmt, der Andere

verunglückt. Wäre Dedön auf solch einen Bahn zu locken! Wäre ein Fährmann für meine Absichten zu gewinnen! Vorsichtig streckte ich meine Fährhörner aus. Mein Zigeuner bekam manchen Auftrag auszurichten — welchen er nicht verstand.

Und hier will ich eine Bemerkung niederschreiben, welche der Menschheit nicht verloren sein soll. So lange ich über die Natur des Mordes nur philosophirte, war ich im Zustande einer vollkommenen Gemüthsruhe geblieben; jetzt wo die That in mir keimte, wo ich die Scene dramatisch mir vorstellte, wo ich in die verschiedenen Lagen eines Mörders mich handelnd versetzte, — jetzt verursachte mir der Gedanke ein physisches Angstgefühl, welches meinen Athem beklemmte und mich zu ersticken drohte. So oft ich das Bild meiner That mir sinnlich vergegenwärtigte, schoß ein Strom von Blut nach meinem Herzen, wie im Augenblicke eines heftigen Erschreckens, und da keine Druckkraft von gleicher Gewalt seinen Rücklauf forcirte, so staute es sich in Lungen und Herzen und benahm mir den Athem. Ich athmete schwer und schwerer. Die tiefsten Züge füllten meine Lungen nicht mehr mit Luft. Mein Athem wurde zu einer anstrengenden und vergeblichen Arbeit. Wie ein Centnergewicht lag auf meiner Brust. Das Gewicht erdrückte mich und ich vermochte nicht mehr, es abzuwerfen. Es war ein martervoller Zustand. Ich wurde körperlich unglücklich wie ich es geistig war. Eine Muthlosigkeit ergriff mich, die mich am Leben verzweifeln machte. In diesen Tagen kaufte ich mir Gift, denn oft dachte ich daran, meinem eigenen Leben noch eher als dem eines Andern ein Ende zu machen.

Siehe da, der Druck des bösen Gewissens, werden die Leute sagen. Siehe da, wie ein Sophist seine Bosheit sich läugnet und thatsächlich ersticht in der Bosheit.

Ich gestehe, daß ich einen Augenblick selbst so dachte. Ich hatte den Druck des bösen Gewissens schon längst erwartet; ich war verwundert, daß er so spät sich einstellte. Aber eben dieser Umstand machte mich stutzen. Wenn das, was ich empfand, böses Gewissen war, warum empfand ich's nicht schon, als ich den Mord mir geistig zurechtlegte? Warum empfand ichs erst, als mir der Gedanke zum sinnlichen Bilde wurde? Mein Gewissen war ruhig geblieben, warum blieb meine Phantasie nicht ruhig? Ich dachte darüber nach und die Erklärung meiner Sinnesempfindung durch das böse Gewissen blieb nicht stichhaltig.

Eine liebende Frau hat ihren Gatten im Felde stehen. Mit Herzklopfen empfängt sie die Feldposten, mit Herzklopfen erlebt sie die Schrecken des Kriegs in ihrer Einbildungskraft. Ihre Einbildung wandelt beständig zwischen Blut und Leichen, Kugeln und Säbelhieben einher. Jedes dieser Bilder begleitet ein Herzklopfen, das ihr den Athem benimmt. Ihr Zustand wird zuletzt ganz der meinige. Und doch ist sie unschuldig und ich schuldig. Werden ihre Angstgefühle auch vom bösen Gewissen verursacht?

Der Mensch hat einen außerordentlich dürftigen Stoff, woraus seine Begriffswelt sich aufbaut. Dieser Stoff sind seine Sinnesindrücke, wozu sein Verstand die Ursachen sucht. Aber der nämliche Sinnesindruck kann verschiedene Ursachen haben und die nämliche Ursache verschiedene Sinnesindrücke bewirken. Daher kommt es, daß unsere Begriffe so wenig Gewißheit haben und daß das Denken eine Wissenschaft ist. Die Menge der Menschen ahnt das nicht. Mit einer erschreckenden Blüchtigkeit schließt sie über Ursache und Wirkung und fast die Regel ist, daß sie so schließt: post hoc ergo propter hoc. Eine Erscheinung kommt nach der andern, folglich kommt eine Erscheinung aus der andern. Aus verkehrten Schlüssen baut sie eine verkehrte Welt auf und diese

Welt ist ihr die Welt der göttlichen Ordnung. Diese Welt läßt sie sich garantiren durch Religionen, Gesetze, Soldaten, — es ist ihre offizielle, ihre sittliche Welt.

Ich lebte unter Bildern des Mordes, welche meine Nerven erschütterten. Aber wenn diese Nervenerschütterung ein Wahrheitsbeweis für irgend welchen Vorgang im Gewissen wäre, so müßten auch die Theaterthränen eine Wahrheit beweinen, da sie doch eine bewußte Täuschung beweinen. Ich bin am Morde Wallensteins oder König Duncans gewiß unschuldig; aber die Vorbereitungen dieser Mordthaten beklemmen mir das Herz wie es mein eigener Mordvorsatz that. Die Erfahrung erlaubt euch also zu sagen: Die sinnliche Vorstellung eines Mordes erschüttert die Nerven. Was aber gibt euch ein Recht, die Unterstellung zu machen: Es muß die sinnliche Vorstellung eines Mordes sein, welchen ich selbst begehen will? es muß Gewissensangst heißen, was ich als Nervenerschütterung empfinde? Das ist ein falsches Glied in eurer Schlussfolgerung. Für diese Behauptung habt ihr keinen Grund. Es ist behauptet, aber nicht bewiesen.

Inzwischen — ich litt. Mit oder ohne Gewissensursachen litt ich. Und das ist, was die Moral gegen das gefährliche Spiel meiner Gedanken einzuwenden hat: meine Mordgedanken griffen mich selbst an! sie waren ungesund. So fand ich die Wahrheit wieder, die ich bei der Betrachtung der menschlichen Dinge schon so manchmal geahnt: sittlich heißt, was das Leben bejaht; unsittlich, was es verneint. Man spreche nicht von den tugendhaften Aufopferungen des Einzelnebens; sie bejahen das Gattungleben. Du sollst nicht tödten — du sollst fürs Vaterland sterben — es ist das Nämliche. Das Dasein, als höchster Gegenstand seiner Selbstanbetung. Das Gewissen ist der Instinkt des Lebens. Man könnte eine Artillerie erfinden, welche jedes Trommelfell zerriß; die Erfindung wäre nicht strafbar, aber schädlich. Darum beschränkt der Erfindungsgeist sich selbst und unterläßt die Erfindung. Aus eben diesem Grunde — aber keinem höheren! — soll ich auch meine Leidenschaften beschränken. Nur bildet mir nicht ein, daß die schrankenlosen strafbar! Nur bildet mir nicht ein, daß Selbsterhaltung mehr als ein Trieb, — daß sie eine Pflicht, ein Gottesgebot und Sittengesetz! Macht aus der Lebenslust keine Religion!

Ich erzähle keinen Roman, ich erzähle eine Seelengeschichte. Ich führe daher nicht aus, wie Familienverhältnisse mancher Art die Trauung der Verlobten bis tief in den Frühling hinausrückten. Allzu günstig für meine langwierige Präméditation! Ich erhielt Frist auf Frist. Ja, es kamen Augenblicke, wo mir die Hoffnung schmeichelte, ein Wechsel der Gefinnungen oder Umstände könne den ganzen Brautstand wieder in Frage stellen. Inzwischen war der Tag der Hochzeit anberaumt und rückte unerbittlich näher. Oedön hatte sich auf der Schnepfenjagd eine kleine Erkältung zugezogen und wenn ich nicht so thöricht sein wollte, einen Schnupfen für ein Ehehinderniß zu halten, so war ich mit meinem Wähnen und Warten zu Ende. Was wollte es sagen, wenn etwa der Aufschub einer Woche dabei herauskam?

Dumpf rafft' ich mich auf. Ich fühlte, daß eine That im Anzuge sei, aber ich fühlte mich kaum noch als ihren Autor, höchstens als ihr Werkzeug. Ich folgte müde, fast verdrossen.

Oedön lag seit der Schnepfenjagd, die ich selbst mitgemacht hatte, mit seinem Schnupfen auf einer Tanya, wenige Meilen von meinem eigenen Landgut. Es war mir nicht gelungen auf dieser Jagd meinen zweideutigen Schuß anzubringen, wie überhaupt alle Gelegenheitsfälle, die ich mir ausdachte, in der Wirklichkeit ganz anders lagen, als

in der Phantasie. Das Leben eines Menschen ist doch von Sicherheiten umgeben, welche so leicht nicht zu durchbrechen sind!

Jetzt ritt ich auf die Tanya hinaus. Mein Zigeuner hatte mir nicht sagen können, ob Debön zu seinem Katarrh einen Arzt zugezogen und welchen. Ich wollte selbst nachsehen. War der Fall ärztlich, so wollte ich versuchen — ob er nicht tödtlich werden könne. „Medicina est ars impune necandi.“ Ich füllte meine Brieftasche mit Banknoten und ritt meines Wegs.

Auf diesem Ritte begegnete mir folgendes Abenteuer.

Am Heckenrand eines einsamen Weinbergs fand ich einen Menschen schlafen. Ich kannte den Mann. Es war der alte Abraham, der ehrliche Hausjude Deböns. Er hatte seine Reisetasche umhängen, und ein aufgeschlagenes Büchlein, worin er vielleicht gelesen hatte, war seiner Hand im Einschlafen entglitten. Aus dem Büchlein war ein weißes Blatt Papier gefallen, welches unfern danebenslag. Es regte und rührte sich und doch war die Luft stille. Ein großer Käfer krabbelte darunter, welcher sich endlich hervorwühlte. Er wendete das Blatt um, — es war auf der anderen Seite beschrieben.

Eine Person aus Deböns Umgebung! Nachdenklich ritt ich weiter. Ich empfand, ich weiß nicht welchen Reiz von dem Begegniß. Der Jude konnte mir vielleicht manches sagen, woraus ich etwas zu machen wußte. Er plauderte gern und arglos. Ich senkte um.

Ich rief den Schlafenden an. Er antwortete nicht. Er schlief fest und schwere Tropfen standen ihm auf der Stirne. Das Blättchen, schien mir, lag jetzt etwas entfernter.

Vielleicht war es wichtig. Ich stieg ab und nahm es auf. Es war ein Recept. Mein Latein ließ es mich leicht entziffern. Eine Art Mandelsyrup mit ein paar Tropfen Opiat war die Verordnung. Also eine Arznei, wie sie etwa für Einen, welcher wegen Katarrh eine schlaflose Nacht fürchtet, lindernd und schlafmachend verschrieben wird. Eine Arznei für Debön. Auch trug sie das Datum des Tages.

Inzwischen fiel es mir auf, daß der alte Mann, welcher so eifrig und pünktlich war, einen Gang in die Apotheke verschlafen sollte. Auch das fiel mir auf, daß er schon so früh auf dem Wege müde geworden wäre, denn er war von der Tanya Deböns, welche seitwärts in den Vorlanden des Kaphegy lag, höchstens ein Stündchen entfernt. Ich dachte nach und bald glaubte ich den Zusammenhang zu errathen. Er war aus der Stadt wohl schon zurück. Er hatte die Müdigkeit des Doppelwegs in seinen alten Knochen. Und jetzt fiel mir ein, es sei Freitagabends. Zwar die Sonne stand noch am Himmel, aber sie, stand in einer schwarzen gewitterischen Schichtwolke und sein altes blüdes Auge mochte die Schichtwolke für den Horizont gehalten haben. Er mochte wännen, sein Sabbath sei schon eingegangen, da hat er sich hingelegt und aus dem Büchlein seine Gebete gesagt. Ich hob das Büchlein auf, es war wirklich ein jüdisches Sidur. Erhißt und müde wie er war, wurde ihm das Sighen gefährlich, die Natur forderte ihr Recht und er schliefe ein. So erklärte ich mir das was ich sah.

Er war also schon zurück aus der Stadt! Er hatte die Arznei schon bei sich! Bei diesem Gedanken ergriff mich ein Taumel. Ich blickte rings in die Landschaft — sie war menschenleer. Da machte ich mich über die Tasche des Juden her, durchsuchte sie, und fand, nebst andern Gegenständen, die er in der Stadt eingekauft, das Arzneifläschchen. Im Ru war es zur Hälfte entleert, und das Gift, das ich seit den Tagen meiner Brustbeklemmungen für mich selbst bei mir trug, an der Stelle derselben eingefüllt. Ich bestieg

mein Pferd und trabte auf dem weichen Sandboden ungeführt weiter. Von der nächsten Hügelwelle sah ich zurück. Der fromme Jude schloß den Schlaf des Gerechten. Seine Lage war noch unverändert. Ich verschwand unter dem Hügel. Fernher von Besprém tönte das Läuten der Abendglocken und in der schwarzen Gewitterwolke fing es zu blißen an, wie ein Licht, das hinter einem dunklen Vorhang hin und her irrt. Ich jagte nach Hause.

Das also war ein Mord. Wie seltsam! Mit meinen Mordgedanken saß ich monatelang geehrt unter den Menschen, aber für diese Minute mußte ich ihnen mit meinem Kopfe Rede stehen! Und doch kam mir das Umleeren zweier Fläschchen gleichgiltig, fast unschuldig vor gegen die monatlange revolutionäre Arbeit meiner Gedanken. Es kam mir vor, daß dem Menschen seine Handlungen weit ferner stehen, als seine Gedanken. Und doch werden wir für unsere Handlungen gerichtet und die Gedanken sind zollfrei. Ich wunderte mich, wie leicht es war, einen Mord auszuführen, den es so schwer und aufregend zu denken war. Es war mir als hätte ich etwas Neues gelernt und Etwas das mich beruhigte. Es war mir als wäre meine Handlung fast gut gewesen, weil sie mich zum erstenmale nach so langer Zeit von meinen bösen Gedanken befreite.

Debón starb wirklich noch in derselben Nacht. Leichenbeschau, Begräbniß und was sonst damit zusammenhängt, ging mit jener liebenswürdigen Sorglosigkeit vor sich, womit sich guter ungarischer Brauch von deutscher Pedanterie so glücklich unterscheidet. Meine That lag harmlos unter der Erde, bei so vielen andern Doktor- und Apothekertthaten. Ich blieb unentdeckt.

O Weltvolle voll komischer Ernsthaftigkeit! Habt ihr schon Schulbuben gesehen, die einem gravitätischen Mann einen Haarbeutel anhängen? Ihr lacht selber mit, ihr mögt wollen oder nicht. Je gravitätischer der Mann sich gebärdet, desto lächerlicher wird er. Er schreitet stolz und bedächtig, ihr lacht. Er blickt freundlich und leutselig, ihr lacht. Einem Bettler bietet er Almosen und der Bettler lacht. Einem Kinde will er Zuckerwerk schenken und das Kind lacht ihn aus. Alles was an seiner Frontseite vorgeht, wird lächerlich durch den Appendix seiner Reversseite.

Dieser Hanswurst war mir jetzt die Welt und der Haarbeutel, den ich ihr angehängt, ein unentdeckter Mord.

Da saß sie, die gravitätische Bestie mit ihren religiösen, polizeilichen, moralischen und juristischen Rückenreitern und hörte Schulkindern die Beichte und konfiscirte gewässerte Milch und legte Verbalinjurien auf die Goldwaage und machte alles Krumme grad und wusch die Gesehwäsche bis ins feinste Zaboltsältschen hinein und wußte nichts von dem himmelschreienden Mord, der ihr als Haarbeutel im Nacken saß! Wie sie mir schmeichelte, die Bestie! Ich hatte ein edles Herz, einen gebildeten Geist, wirkte gemeinnützig, wohlthätig, hatte bürgerliche Tugenden und Verdienste. Und wenn sie mit mir moralisirte, die Bestie, so moralisirte ich tapfer mit und hatte ein zarteres Gewissen und ein subtileres Rechtsgefühl als sie Alle. Drollige Bestie das! Ich habe zwei Fläschchen gegen einander umgegossen, aber wenn sie das wüßte, so wäre es aus mit mir! Die Bestie bildete dann auf einmal sich ein, ihre Weltordnung sei verlegt, und sie könne gar nicht mehr existiren, ohne mein Blut zu haben. Er hat einen unsrer Race gefällt, und jetzt hat er weder Herz noch Geist, noch Tugenden und Verdienste auf der ganzen Peripherie seines übrigen Daseins. Fort mit ihm! So heulen, wenn ein geprügelter Hund heult, sämtliche Hunde der Straße mit über ihre verlegte moralische Weltordnung!

Aber — ich bin unentdeckt! Es war ein Gefühl aller Gefühle! Die Stellung der Menschen zu mir und meine zu ihnen amüßigte mich unaussprechlich. Irma's leidenschaftliches und oft wiederholtes Bekenntniß, wie sehr ich der Mann ihres Herzens sei und daß sie einzig nur mich lieben könne, war der tollsten Walpurgisnacht würdig. So oft mir Gott Hymen um den Hals fiel, wackelte sein Haarbeutel im Nacken mit einem schauerlich-schönen Ridicül. Der Effekt war einzig. Ich mußte nur an mich halten, ihn nicht zu stören. Kein Menschenohr durfte es hören, was ich mit der dämonischen Wollust des sichern Geheimnisses mir selbst zuflüsterte: Ich bin unentdeckt!

Nie hat ein Mensch die Wirkung der Komödie in einem größeren Styl genossen. Es war der kühnste Situationswitz. Noch jetzt, indem ich das schreibe, kitzelt mir die Ironie dieser Lage wie ein feines Niespulver in der Nase.

Das ging so eine lange Linie von Tagen. Endlich aber kam der Punkt wo die Linie nicht länger gradlinig sein wollte, sondern sich inbrünstig nach einem Schnürkel sehnte. Und hier wars, wo ich mich selbst verrieth. Nicht mein Gewissen thats, ich protestire dagegen. Das ist ein Elender, welcher mordet und doch ein Gewissen hat: diese usurpirte Ehrbarkeit hatte meiner Kritik nicht Stand gehalten. Rein, sondern eine Kraft that's, viel solider als das leicht zerbröckelnde Gewissen, welches keine Urkraft ist, sondern der Bruchtheil einer Kraft. Die Kraft, von welcher ich spreche, ist darum so stark, weil sie überhaupt nicht gewußt wird. Es gibt keinen Widerstand gegen sie. Ihr könnt sie nicht verneinen, denn sie ist selbst schon eine Verneinung. Ihr könnt euch nicht abfinden mit ihr, denn sie überrascht euch. Sie thut Alles, was ihr nicht voraus seht, und ihr seht nichts voraus von dem, was sie thut. Sie regulirt oder verwirrt jeden Ruf eurer Lebensuhr. Sie stößt eure Salzfässer wie eure Throne um.

Ihr glaubt mir nicht? Wohlan, hier sind ein paar Muster davon.

Jüngling und Mädchen lieben sich. Wenn sie beisammen sind — so fliehet Glück zu Glück und Freude zu Freude. Welch Bauen und Umbauen an tausend Himmeln, welch ruheloses Ruhen in allen Seligkeiten! Welch ein geschäftiges, vom süßesten Nichts bereichertes Zueinanderleben! Wie ewig neu machen sie es, sich zu haben, sich zu halten, sich anzublicken und anzulächeln! Wenn sie getrennt sind — so sind sie doch nicht getrennt. Seht die Finger des Mädchens! Da baumelt zu allen Stunden des Tags und des Lampenlichts irgend ein seidenes, goldenes, beperltes, allerliebtest-erfornenes Getändel, daran wird gestickt, gewirkt, gehäkelt, geknötelt — für ihn! Seht das Treiben des Jünglings. Da wird studirt, sollicitirt, petitionirt, da wird der Stolz, die Ehre, vielleicht selbst das Gewissen gebeugt (denn diese Maschine wackelt immer, wenns recht lebendig im Menschen wird), kurz, da wird Alles gethan, was Aussicht auf Brot gibt — für sie! Und nun, nach Jahr und Tag! Sie begegnen sich, gehen sich einander aus dem Wege, werden blaß, und Jedes blickt nach einer anderen Seite. Was ist geschehen? Nichts. Rein gar nichts. Sie liebten sich und haben sich, was Wunder, auch ein bißchen genect. Das war ein pikanter Tropfen im ewigen Honigseim. Einen zweiten Tropfen! Sie haben sich auch ein Bißchen gereizt. Wahrlich, das schmeckt adstringenter als das einfach Süße. Einen dritten Tropfen! Sie haben sich auch ein Bißchen getränkt, sich wehe gethan, sich Unrecht gethan. Das war zu viel. Das war schon Barmuth. Schmen wir ihn zurück! Wer thut es zuerst? An ihm ist's. Macht Keines den Anfang? Rein! Ach und so machten sie Beide das Ende. Erst spielten sie mit dem Unrecht, dann versteckten sie sich im Unrecht. Sie zerfielen. Und das Alles geschah nicht mit Launen und Willkür, sondern mit

Nothwendigkeit. Es geschah durch die Kraft von welcher ich spreche. Es geschah — nach dem Geſetze des Widerſpruchs.

Mein Schafhirt lebt einfacher als ein Spartaner und wilder als ein Neuſeeländer. Sein Pelz iſt ſein Haus, ſein Hund ſeine Familie. Roggenbrod iſt ſeine Nahrung und Speck, welcher faſt niemals friſch iſt. Zuweilen röſtet er ſich eine Kürbiſſchnitte oder einen jungen Maiskolben. Wenn er durſtig iſt, ſo gräbt er ſich ein Loch in den Sand und trinkt Schlammwaſſer. Auf einmal macht er ſich auf, geht nach Stuhlweißenburg oder Peſt und begibt ſich in den Laden des erſten Juderbäckers. Hier läßt er ſich Schaumtorten und Vanilleis vorſehen. Er trinkt den älteſten Tokajer und raucht die feinſten Cigarren dazu. Er hat ein Halbduzend Kameraden mitgebracht, welche er ebenſo bewirthet. Abends läßt er ſich eine Zigeunerkapelle kommen, eine Kapelle, welche vielleicht der Königin Viktoria aufgeſpielt hat und welche jetzt auch meinem Schafhirten aufſpielen muß. Nachts ſchläft er wie ein Sultan im Harem. Am Morgen zahlt er einen „Hunderter“, die Summe deſſen, was er in drei Jahren geſpart und geſtohlen hat. Er kehrt auf ſeine Pukta zurück und ißt Roggenbrod und trinkt Schlammwaſſer. War der Mann wahnsinnig? Nichts weniger. Wahnsinnig wäre er geworden, wenn er nicht ſo — vernünftig gehandelt hätte. Er mußte eine dreijährige Lebenslinie unterbrechen und einen Circumflex dazu machen. Das große Weltgeſetz ergriff ihn und hätte ihn zerriſſen, wenn er es nicht befolgt hätte, — das Geſetz des Widerſpruchs.

Und dieſes Geſetz war es, welches den Mörder, den nichts verrieth, ſich ſelbſt zu verrathen zwang. Es war ein Naturgeſetz, ein dämonisches, fataliſtiſches Naturgeſetz, nicht euer ſchales Moralgeſetz, nicht das Gewiſſen, welches ich längſt zerbrochen wie Schilfrohr!

Ich bin unentdeckt! Der Gedanke hatte mirs angethan. Er war die Melodie, die mich peinlich verfolgte, indem ſie mich bezauberte. Sie ſummte mir im Kopfe, ſie ſummte mir auf den Lippen. Ja, auch auf den Lippen! Wo ich ging und ſtand, murmelten meine Lippen das Wort. Es war entſetzlich. Ich konnte mirs nicht mehr abgewöhnen. Ich konnte mir höchſtens angewöhnen, in der Geſellſchaft mit Menſchen behutſam zu ſein.

Dieſes Wächteramt wurde mir läſtig. Es ſpannte und ſchraubte mich unerträglich. Eines Tages machte es mich beſonders ungeduldig, und da fuhr mir der Gedanke durch den Kopf: Warum muß ich denn auch? Wie schön wäre die Menſchheit, wenn ich nicht müßte! wenn ſie ſo ſtarkgeiſtig wäre, wie ich ſelbſt! Statt meiner Deviſe: ich bin unentdeckt, — dürft ich dann freimüthig ſagen: Ich habe gemordet!

In jener Minute war mein Verräther geboren. Es ziſchte was in der Luſt, — es war der erſte Schliſſ an meinem Hentkerbeil. Das große Naturgeſetz ergriff mich — das Geſetz des Widerſpruchs.

Ich habe gemordet! Ein wahnsinniger Zauber lag in dem Worte. Es ſetzte ſich unwillkürlich an die Stelle des vorigen. Es biß ſich wie ein Vampyr in mein Blut und ſog, was das innerſte Herz verſchließen ſollte, an die Oberfläche heraus.

Ich habe gemordet! O daß ich dies, was vor Vielen mich auszeichnet, Allen verſchweigen muß! Erſt in dieſem Worte ſchien ich mir Menſch. Es maß das Letzte der Menſchheit aus. Es ſchien mir, als ſollte jeder Menſch erleben, was ich erlebt hatte, um mitſprechen zu dürfen. Nur Kinder ſind unſchuldige Weſen vor ihrer Geſchlechtskreiſe. Die Schuld iſt mannhaft. Warum ſollte die höchſte Schuld nicht höchſt mannhaft ſei?

Ich habe gemordet! O dürft ichs nur Einem ſagen, der Eine ſollte mir die ganze

Menschheit bedeuten! Wie oft nahm ich Irma's Kopf in meine Hand, diese Schrift voll Sinn und Charakter, und dachte mit Gram: Weib, warum darfst Du nicht wissen, um welchen Preis du mein bist! Es war ja deine Wirkung! Warum darfst du deine eigenen Wirkungen nicht kennen? Ich fing an, sie zu hassen.

Ich ging meinen Freunden durch. Es waren Männer. Ach, sie waren es nicht! Sie waren es überall, nur hier nicht. Ich fand keinen Einzigen, dem ich mich anvertrauen mochte. Sie alle standen vor der Schranke, die ich übersprungen, gebannt. Und theilweise waren es Männer, welche radical dachten, revolutionär handelten. Wie armselig! Ich fing an, sie zu verachten.

Mein Behagen verschwand. Mein Muthwillen, meine ironische Laune waren dahin. Ich wurde ernst, traurig. Ich fühlte mich isolirt und meine Isolirtheit machte mir Schmerz. Unbarmherzige Beschränktheit der Menschen, die mir das auferlegte! Sie wußten nicht, was sie mir thaten, aber ich konnte es ihnen nicht verzeihen. Sie thaten mir wehe. Sie zwangen mir ein Geheimniß auf, und welcher Mensch kann leben und glücklich sein, mit einem Geheimniß auf der Seele?

An diesem Punkte will ich auch eine große Entdeckung mittheilen. Es ist eine Entdeckung — so groß in der Ethik, wie in der Physik das Gesetz der Schwere. Ich habe sie praktisch an mir entdeckt und ihr tödtet den Entdecker; aber bereichern soll sie wenigstens eure theoretische Erkenntniß. Höret mich an, Menschen, die ihr vor dem Katheder meines Schaffots als meine Schüler steht.

Ich las als Knabe eine Geschichte des byzantinischen Kaiserthums. Zoë vergiftet den Zeno und Zeno vergiftet die Zoë. Eudoxia vergiftet den Alexis und Alexis vergiftet die Eudoxia. Es vergiften sich die Prädententen und Nebenbuhlerinnen, es vergiften sich die Hoffoldaten, Hofmönche, Hofeunuchen und Hoffräulein. Ich las in Merime's Colomba die corsische Blutrache. Ich las in Widemann's und Hauff's Sammlung von Länderbeschreibungen über die Blutrache der dalmatinischen Slaven. Blut über Blut! Kein Mensch, der nicht einen Menschen getödtet! Sie überfallen sich in Haufen, sie meucheln sich einzeln, der Eine rächt sich und der Andere rächt sich am Rächer — und was mich am meisten erstaunte: alle diese Menschen essen, trinken, schlafen, verdauen, singen, tanzen, lieben und werden geliebt, pflanzen sich fort und Jeder ist, so viel man sehen kann, ganz à son aise. Und doch sind es Menschen, Europäer, ja sogar Christen. Wie kommt das? Ich war Knabe und noch fand ich die Antwort nicht.

Jetzt hatte ich sie. Setzt mich in eine Gesellschaft wo ich sagen darf: ich habe gemordet, wo ichs zu Menschen sage, welche selbst wieder morden und gemordet haben; — und es gibt kein Gewissen! Das Herz schlägt ruhig, die Stirn bleibt frei und offen. Nicht das Gewissen, das Geheimniß macht den Mörder zum Mörder. Zu wissen, ich weis etwas, das Andere nicht wissen dürfen; genöthigt zu sein, in Blid, Miene, Wort und Gebärde sich zu bewachen, sich zu verstellen: das ist, was dem Kulturmörder sein Rainszeichen aufdrückt. Das ist, was unheimlich zwischen ihm und den Andern steht, das ist der Duft, der ihn umwittert, das Grauen seiner Nähe. Das auch ist sein eigenes Abdrücken. Wohl drückt ihn etwas, aber die drückende Kraft erklärt Ihr Euch falsch. Nicht das Gewissen, das Geheimniß drückt ihn. Nehmt das Geheimniß von ihm und der Mann ist heil wie Ihr Alle. Das Geheimniß, das Geheimniß, das ist das vermeinte Gewissen des Mörders! Merkt euch das.

Armes geächtetes Geheimniß! Was solltest du unter Menschen? Ich floh die

Menschen, ich floh in die Einsamkeit. Ich trieb mich tagelang in Wäldern und Wüsten herum, in ideo Berggründen, auf verwachsenen Wildwegen. Es that mir wohl, so allein zu sein. Ich sah eine Welt voll ungeheurer Massen vor mir, fest und ewig gebaut — und nicht auf Sittenbegriffe! Sie bestand. Sie war schön. Namenloser Zerströrung bedürftig, athmete sie Leben, Ordnung, Duldung. Es war eine Welt, welche ein Mord nicht aus den Angeln hob. Der Iltiß mordete die Vogelbrut und die Wildblähe den Iltiß. Blutbefleckt zu jeder Stunde des Tags und der Nacht, zeigte sie ihr Antlitz heiter und unschuldig der lichten Sonne und dem stillwandelsnden Monde. Es war eine Welt, in welcher der große Weltgeist nicht als kleiner Menscheng Geist herrschastete. Es war meine Welt.

Ich habe gemordet! rief ich einst in der wildesten Einsamkeit des Kapheg aus voller Brust heraus. Es war ein Jubelton, wie der Champagnergeist die Fessel des Korfs in die Lüfte sprengt. Die Lüfte brausten, die laubschwernen Eichen rauschten darein, — die Elemente verschlangen und übertäubten das Wort, wie eine Merresbrandung das Brechen einer kleinen Muschel. Und doch that es mir wohl.

Kindischer Genuß! Ich schämte mich meines knabenhaften Muthwillens. Ach, ich schämte mich vergebens. Es that mir wohl. Und Nachts, noch als ich im Bette lag, freute es mich an diesen Augenblick zu denken und kaum meine schöne Bettgenossin freute mich so. Ich habe mein Geheimniß laut in die Lüfte gerufen! Kindischer Genuß, aber — Genuß. Er muß wiederholt werden. Ich sehzte darnach.

Schon am folgenden Morgen ritt ich mit meiner Absicht wieder ins Freie. Aber jezt erst fiel es mir ein, daß eine Berglandschaft nichts weniger als frei im Sinne meiner Absicht. Wie leicht verbirgt sie einen Menschen vor dem Auge des Andern! In wechselnder Hebung und Senkung überragt jede Bodenspanne die andere; Fels, Busch, Baum, ja selbst hochwüchsiges Kraut bilden zahlreiche Verstecke. Ich erschrak, daß ich daran nicht schon gestern gedacht. Heute dacht' ich daran und hielt klüglich an mich.

Traurig ritt ich nach Hause. Die klangvolle Nachtigallenstimme meiner Irma, das zirpende Gezwitzher meines Söhnchens erfüllen mich mit Leid. Die Glücklichen! sie dürfen es aussprechen, was sie auf ihren einfältigen Herzen haben. Es ist freilich nicht viel, aber so wenig es ist, sie haben Redefreiheit: diese üppigen Schnäblein. Es ist das Privilegium ihrer Unschuld. Hols der Kuckuk! Die Sprache hat kein Recht, sich von Thierlauten zu unterscheiden, wenn sie nicht dort anfängt, wo die Unschuld aufhört.

Ich floh mein Haus. Ich durchstößerte das Land, mit keinem anderen Gedanken als — mein Wort auszusprechen. Ich suchte nah und fern den Boden, wo ich's mit Sicherheit konnte.

Da fiel mir das Alföld ein. Es war eine Reise dahin, aber — ich wäre bis ans Ende der Welt gereist, um meinen Adlerschrei auszustößen. Ich nahm Abschied von Weib und Kind — es war ein Abschied fürs Leben.

Kennt ihr das Alföld? Das Alföld ist ein flacher schwarzbrauner Boden — flach und schwarzbraun wie eine Schiefertafel. Diese Schiefertafel bedeckt Hunderte von Quadratmeilen. Wie ein Matrose in seinem Mastkorb das Meer überhaut, so überhaut ein Reiter von seinem Sattel herab dieses Land. Kein besser! Denn das Meer kann immerhin Wellen werfen, aber das Alföld erhebt sich zu keiner Welle. Es ist eine absolute Ebene. Sein Horizont ist nach allen Seiten hin unbegrenzt. Es ist eine Horizontale wie mit der Wasserwaage profilirt. Hier giebt es keine Grenze, nur die Grenze

der Sehkraft. Hier giebt es keinen Versteck, keinen Hinterhalt, keine Verborgtheit, was da ist, ist sichtbar.

Trunken von der Freiheit dieses Raums, sporn' ich mein Roß und tummelte mich wie ein Wallfisch im Ozean. Mit einem einzigen Blick überflog ich die Oberfläche — sie war menschenleer — und jubelnd schrie ich mein Wort in die Lüfte: Ich habe gemordet!

Wir habens gehört! antworteten zwei Männer, welche auf einmal aus der Erde heraustraten. Sie hatten einen Feldbrunnen ausgehöhlet und waren nicht auf der Erde, sondern in der Erde.

Mein Roß scheute — und noch mehr der Reiter. Wir stürzten. —

Der Rest ist Criminalgeschichte. Verhöre, Zeugenaussagen, Apothekerbücher, Leichenausgrabung — das Alles gehört nicht hieher. Lest es in der Zeitung nach. Natürlich tröpfelte aus all diesen Quellen doch nur ein Wahrscheinlichkeitsbeweis zusammen, dem noch Alles zur Gewißheit fehlte. Dringend schärft' mir deshalb mein Anwalt die erste aller Vertheidigungsmaximen ein: *Quid fecisti nega*. Ich aber antwortete: Ein Gentleman lügt nicht.

Auch ein Philosoph thut es nicht. Was hatte ich mehr zu verlieren, als was Dedön verloren, — nicht ein Leben, sondern einen Augenblick? Die Philosophie, die ich gegen ihn spielen ließ, mußte wahr sein auch gegen mich selbst. Ich konnte sie zum Blutzengen ihrer Wahrheit machen an meinem eigenen Leben. Was ich sie preis? Prostituirte ich sie? stieß ich sie als Lügnerin hinaus in die Welt? Nein, du sollst keinem falschen Spieler gebient haben! Du warst mehr als die Kupplerin meiner Leidenschaften. Ich bekenne mich zu dir im Leben und Tod, ich bin ein ehrlicher Mann.

Und auch ehrgeizig bin ich. Ich bin stolz, ja hochmüthig. Ich verachte die Menschen und achte mich selbst. Es schmeichelte mir, mich zu einem Morde zu bekennen. Das war eine That, die vor Vielen mich auszeichnete. Ja, vor Mördern selbst. Es war kein gemeiner Todschlag. Es war ein pompöser, feierlicher, wohlausgetragener, hochphilosophischer Mord. Es war ein Gang über den moralischen Rubicon, nicht wie ein Dieb schlecht, oder wie ein Trunkener torlest; nein, wie ein Cäsar marschirt, mit Sang und Klang, in Reih und Glied. Ich darf sie zeigen diese That, und ich will es.

Aber zuletzt bin ich auch wohlthätig. Ich will ihm was Gutes zukommen lassen, meinem schöngelockten Untersuchungsrichter, der noch ein junger aber sehr strebsamer Mann ist. Der hübsche Kerl hatte seinen Glückstag, als ich mich eines Morgens vor ihn führen ließ und ihn also anredete: Machen wir ein Ende, Freund. Ich bin gekommen, um Ihnen ein volles Bekenntniß abzulegen. Nicht wahr, das freut Sie? Geben Sie mir die Hand. Sie sind ein Mann nach meinem Geschmack. Ihr Renommé ist Ihnen Ihr Zweck und daß ich an den Galgen komme, ein Mittel zum Zweck. Bravo, so lieb ich die Canaille! Es freut mich, einen Egoismus zu sehen, der mich eben so gern umbringt, wie ich den Dedön umgebracht habe. Gute Gesellschaft, Freund, gute Gesellschaft! Ich habe Sie lange zappeln lassen, nicht wahr? Ach ja, an einem Manne wie ich sind Sporen zu verdienen. Aber sehen Sie, Liebster, das wollte ich auch. Ich wollte Ihr Glück machen. Ich wollte eine harte Nuß sein, damit Sie sie mit fracas aufknaden und der Welt Ihr starkes Gebiß zeigen können. So müssen Sie vorrücken. Aber ich weiß, das Vorrücken brauchen Sie, um Ihre Ersabé zu heirathen und eine Familie zu gründen. Also gründen Sie Ihre lieben Kleinen. Die armen Narren warten schon mit Schmerzen

darauf, geboren zu werden. Wohlan, sie sollens aus meinem Cadaver. Da habt ihr ihn, freßt euch satt, junge Raubthiere.

Mein Verhörprotokoll ist unterschrieben. Ich habe Alles gesagt, was ein Todesurtheil braucht. Also sterben wir! Werfen wirs hin dieses Leben, wie ein ausgetrunkenes Glas. Dir bring ichs, Irma! Ich habe mein Leben genossen, mein Weib besessen, — was will ich mehr?

Und lebt nicht mein Söhnchen? Hahaha! O über die Justiz mit der wächsernen Nase! Da geh ich herum in meinem Kinde, aber ich bin ein unschuldiges Kind. Ja, so nennen sie's. Der Mörder im verjüngten Maßstabe ist ein unschuldiges Kind. Daß es mein Ich ist, mein Selbst, meine Fortsetzung, das geben sie ohne weiteres zu; aber, — es ist unschuldig! es bleibt straflos. Und das nennen sie die Gerechtigkeit wiederherstellen! O ihr Chinesen Europas, habt ihr nicht so viel Courage wie die asiatischen, welche den Uebelthäter mit sammt seinem Namen ausrotten? Seht ihr sie nicht, die metaphysische Identität? Nein, sie sind blind. Sie sind kopf- und kopflos, die Chinesen Europas. Das Kind lassen sie laufen. Das fortgepflanzte Leben des Mörders ist ihnen wieder heilig. Da überfällt sie wieder der Heiligkeits-Kappel ihrer Lebens-Verliebtheit! Glück auf denn, mein Sohn, so lebe, lebe, und verachte die kurzfristigen Häckerlingschneider, welche nicht wissen, daß Du ich bist und Ich Du bin.

Ich bin zu Ende. Ich habe den letzten Tropfen vom Tageslicht ausgetunkt. Kaum seh ich noch meine Buchstaben. Der Mond taucht hervor; — wie ein verweintes Gesicht steht er dunstig in nassen Herbstwolken. Ich seh ihn zum letztenmale. Morgen seh ich ihn nicht mehr. Und doch — wird er gesehen werden. Andere werden ihn sehen. Andere? Warum Andere? Gibt es denn Andere? Ist nicht ein Mensch die ganze Menschheit, sind die Andern nicht ich selbst? Wenn du von Anfang bis zum Ende der Mondnacht über die Länge des Platensees hinwandelst, sagt man denn: jetzt spiegelt sich der Mond in anderen Tropfen? Was ist ein Anderes? See dort und hier — Alles!

Auch das Ich ist ein Aberglaube! Es ist der zähste, der hartnäckigste, es ist der Aberglaube auch noch derjenigen, welche nichts glauben. Aber unüberwindlich ist sogar er nicht. Man kann ihn aufgeben. Das erste Auge auf Erden war meines und das letzte ist's auch.

Das letzte! Aber dann? Dann ist's doch aus? Wenn die Gattung aufgehört hat, dann ist doch auch das Individuum hin? gewiß und wahrhaftig hin? unwiderbringlich und für immer hin? Das wäre traurig. Herz, mein Herz, laß uns nachdenken!

Als das Mastodon ausstarb, das Dinosaurium, das Megatherium, — da konnten sie denken: nun ist's aus. *Après nous le deluge.* Und siehe da, sie kam wirklich, die Sündfluth, aber nach der Sündfluth kam wieder das Leben. Es war nicht aus. Auch die Gattungen sind nur Individuen. Das Geschlecht der Saurier oder das Geschlecht der Menschen sind nur wie verschiedene Schriftarten in einer Druckerei: der Setzer setzt bald aus dieser, bald aus jener; — bald legt er Garmond ab und setzt Cicero, bald legt er Cicero ab und setzt Bourgeois, aber immer setzt er. Und immer setzt er den nämlichen Text. Der Text heißt: lebe, empfinde, sei da.

Getroßt, lieber Mond, wir sehen uns noch manche Jahre. Sie richten mich so wenig hin als dich selbst. —

So eben kommt mein Zigeuner. Der Bursche philosophirt trotz seinem Herrn nur in seiner eigenen melancholischen Weise. Wo ich Alleben sehe, sieht er Altob. Wo ich das Bleiben und Werden sehe, sieht er das Verschwinden und Vergehen. Er tröstete mich mit folgenden Worten: Was willst du, gnädiger Herr: dich bringt der Henker um, aber den Henker die Cholera oder ein Schlagfluß. Wir Alle sind nur für den Tod da. Ein Thier frißt das andere, ein Volk frißt das andere, und ein Gott frißt den andern!

Clytia.

Ein Lustspiel.

von Hermann Lingg.

Im alten Pompeji. Villa eines jungen und vornehmen Römers. Nach rückwärts ein Vestibül mit der Aussicht auf einen von Mauern umschlossenen Garten. Lucilius, dann Epicharmus, sein Diener.

Epicharmus.

Sie sind gekommen.

Lucilius.

Wer?

Epicharmus.

Die Sänger, Herr, die Du aus Rom bestellt hast. Schöne Leute, ein Vortrefflich eingübter Chor.

Lucilius.

Was soll's?

Sie können wieder gehen.

Epicharmus.

Wieder gehen?

Lucilius.

Nun ja, was sollen sie mir hier? Du weißt, was sich indeß geändert. Seit mir Clytia Gleichgiltig ward, seitdem ist mir Musik Verhaßt geworden, jene Festgesänge Der Liebe sind verklungen.

Epicharmus.

Aber Herr!

Was soll ich mit den Sängern?

Lucilius.

Sie bezahlen

Und weiterschenken.

Epicharmus.

Schade!

Lucilius.

Weißt Du sicher,

Daß Clytia, wie Du sagst, aus Bajä, wieder zurückgekehrt ist und noch diesen Abend in unserm Nachbargart verweilen wird?

Epicharmus.

Sie ging vor einer Stunde hier vorüber. Ihr folgte eine Schaar von Mädchen, ach — Sie schien Diana selbst zu sein, sie eilte

Nach jenem Garten, den Du eben nanntest, Um dort mit Ball und Saitenspiel den Abend Bei ihren Averkandten zuzubringen.

Lucilius.

Und das geschah wohl öfters schon, und auch Klearchos kommt dahin? Er soll, so sagt man Von ihr begünstigt sein, er war in Bajä Zugleich mit ihr und immer ihr Begleiter. Er ist sehr schön, nicht wahr?

Epicharmus.

Adonis nennt

Die Jugend ihn. Ob Clytia ihn bevorzugt, Wer mag das sagen. Eines ist gewiß, Er rühmt sich ihrer Neigung — doch . . .

Lucilius.

Genug!

Er wird dazu wohl seine Gründe wissen.

Epicharmus.

Es scheint so, doch es rühmt sich, wie ich glaube, Der Eitle nur.

Lucilius.

Wähnst Du, ich sah es nicht,

Wie sie beim Feste, das man jüngst gefeiert, Den Kranz in seine Locken wand, o ich Verstand die siebetrunkenen Blicke wohl, Womit sie jedes Rosenblatt begleitet' — Ja, ihn hat sie bekränzt und mich entwaflnet.

Epicharmus.

Nicht möglich! aber so sprach Jeder noch Der sich von jenem Pfeil

(er deutet auf eine Statuette)

verwundet fühlt.

Lucilius.

Wer sich verwundet fühlt im Krieg der Liebe, Der ist auch schon besiegt, wer hier nicht Cäjar, NichtCrdjus ist, ist nichts, ein Nichts, ein Schatten.

Epicharmus.

Herr! Wer geliebt sein will, verschmähe!

Lucilius.

Oder

Erscheine zu verschmähen. Ja, das ist es.
Wie wär's, wenn ich zum Schein ein Hochzeitsfest
Begehen würde? Heute noch, so gleich!
Und hier in unsrem Hause. Ja, vortrefflich.

Epicharmus.

Ein herrlicher Gedanke!

Lucilius.

Eile, eile!

Laß Kränze bringen.

Epicharmus.

O wir haben ihrer
Genügend in Bereitschaft, auch die Sänger
Sind wie gerufen da — nur Eines fehlt,
Das Wichtigste, die Braut.

Lucilius.

Du holst dafür
Ein Blumenmädchen von der Straße. Nein!
Nein, doch nicht. Ja, was fällt mir bei!
Ihr eignes Bild, das schöne Marmorbild,
Das sie als Venus Aphrodite darstellt,
Dem Bild von Melos ähnlich, soll es sein!
Ich hatte, sie damit zu überraschen
Den thörichtesten Entschluß gefaßt und schon
Den besten Künstler mir in Rom gewonnen.
Wie oft hab ich von ihr mich losgerissen,
Und bin nach Rom gereist, um dort dem Bildner
Gestalt und Haltung, jeden ihrer Züge
Recht deutlich vorzuzeichnen! Ach und nun,
Wie steht es da, ein Bild der Ungetreuen! —
Doch heute nüt' es uns, und wie sie selbst
Kalt gegen mich und steinern ward, so stelle
Das todt' Bild sie nun als Braut vor.

Epicharmus.

Herrlich!

Das muß gesch' n!

Lucilius.

Und rasch!

Epicharmus.

Im Augenblicke!

(Ab.)

Lucilius.

Ein Hochzeitsfest! Ich weiß, durch solche
Täuschung
Bestraf' ich sie denn doch ein wenig. Ach,
Geringe Rache nenn ich das, mein Herz!
Mit einem Dorn verlesen, wenn man selbst
Zum Tod verwundet ward! Doch Eins, sie wird
Zurück sich wieder ins Gedächtniß rufen
Die Stunden alle, die sie einst mit mir
Sich leicht doch glücklich war! Sie wird vergleichen,

Und wird doch wenigstens noch meiner denken.
Sieh da! Er bringt ja wirklich schon die Sänger,
Und einen Koch von Kränzen voll, die Rosen,
Den Epheu, und der Rebe muntres Laub.

(Epicharmus mit Dieneren kommt zurück.)

Epicharmus.

Bekränzt die Pfosten, windet Blumenkränze
Von Säul' zu Säule. Chor der Sänger, ihr
Begebt Euch dort hinüber; wenn ich Euch
Das Zeichen gebe, so beginnt das Brautlied.

Lucilius.

Ist Alles in Bereitschaft?

Epicharmus.

Zwei Sekunden

Gedulde Dich noch.

(Für 84)

Ach, mein armer Herr!

(er steht nach den Arbeitern und kommt hervor)

Sie muß, wenn sie zurückkehrt, hier vorüber,
Sie wird an unserm Haus dann alle
Die Vorbereitungen zur Hochzeit seh'n,
Die Kränze vor der Thür, den Zug der Sänger,
Die Fadelträger und die Fötenspieler,
Und wird nicht einen Augenblick mehr zweifeln,
Dah' ihr Geliebter seine Hochzeit feiert.

Lucilius.

Ist ihr Geliebter? Kenne mich nicht so!
Für mich ist Elytia verloren, ach
Erinnre mich mit diesem süßen Namen
An Tage nicht, die nie mehr wiederkehren.
Geliebte Elytia, sonst floßt du mir
Aus diesem Säulengang entgegen! Reizend,
Wie reizend, ach, erschienst du mir, wie hold
Bom weissenkleid umweht, wie glänzend zwischen
Den schwarzen Marmortwänden, die dich mir
In deiner lieblichen Erscheinung spiegelnd
So vielfach wiedergaben, als du selbst
Mir theuer warst. Doch sieh, da leuchten schon
Die Fadeln her. Es kommt der Hochzeitsfestzug.
(Kunst und Bewegung hinter der Scene. Allmählig gelangt
in den Vorhaus ein festlicher Zug. Reizend voraus und
Eubdelschläger. Auf einem sehr hohen Wagen, der von
fadeltragenden Knaben umgeben ist, wird eine verklärte
Statue in den Vorhaus gebracht.)

Chor.

Reizende Braut, nun empfang' die Krone,
Blühend den Kranz von Myrthengrün,
Komm nun herein und wohn', wo ich wohne,
Siehst doch die Nacht nicht die Wange dir glüh'n.
Blas'et die Flöten und singet dazu,
Nymphen, du junge, du reizende du!
Poch an die Thür und sach' die Helle,
Sach' das Feuer an über dem Heerd,
Hervin des Hauses, betritt nun die Schwelle
Schnellich vom harrenden Jüngling begehrt.

Blas'et die Flöten und singet dazu,
Romphe, du junge, du reizende du.

(Sänger ab.)

Lucilius.

Lucilius feiert Hochzeit, werden seht
Die Nachbarn sagen, wehlein Reichthum, küstert's
An jedem Hausthor, o beglücktes Paar.
Wer mag wohl seine Braut sein, fragt die Neugier,
Wann kommt sie, kann man sie nicht sehen? . Nein,
Denn nur ein Traumbild ist sie und ein Zauber
Persephones. Ich möchte dich enthüllen
Und küssen, schönes Bild der Ungetreuen.
Wie oft schuf meines Wahnes Raserei
Den Traum, du liebest mich. O Clytia,
Selbst der ist schon beglückt, der nur der Täuschung
Dich zu besitzen, lebt.

(es pocht)

Horch! etwa Gäste?

Und ungebetne jedenfalls.

(Zu Epicharmus.)

Laß mir

Ja Niemand ein!

(Epicharmus ab.)

Was kann ich Andres denn,

Als Hohn nur von der ganzen Welt erwarten?
Wenn ein geliebtes Herz verloren ging,
Dann flieht auch alles andre Glück auf ewig.
Welch weiterseh'nähe Nacht! Des Gartens Blumen
Verströmen Wohlgeruch so süß, als hätte
In Reftar Hebe jeden Kelch getaucht.
Nur an des Lorbers Zweige rührt kein Lästchen!
Zu welchem meiner Liebtingsdichter rücht' ich?
Zu dir, anmuthiger Catalus, oder
Zu dir gleich, lieblicher Tibull? Zu dir
Zu Schwermuth leuchtender Propert, zu dir!

(Epicharmus kommt zurück.)

Wer war es, wer war außen? Sind sie fort?

Epicharmus.

Es waren Deiner Mutter Brüder, Herr!
Und Aristomenes, der Athenienser,
Dein Lehrer in der Logik.

Lucilius.

Sagtest Du,

Sie mögen ruhig heimgeh'n, meine Braut
Sei wunderlich gelaunt, sie sei so schüchtern
Und spröb' und wolle Niemand seh'n?

Epicharmus.

So sprach ich.

Lucilius.

Zu spröb' ist diese Braut. Wie werd' ich aber
Mich morgen dann entschuldigen? Was sag' ich,
Wenn sie nun kommen, um mir Glück zu wünschen?
Um meine Gattin zu begrüßen? — „Freunde,
Es ist mir leid“, werd' ich zur Antwort geben,
„Mein junges Weib ist auf ihr Landgut heute

Zu aller Frühe schon verzeift.“ — Nun, oder
Ich sage: „Meine Gattin, leider ist sie stumm,
Sie hat kein Wort der Unterhaltung und
Für Niemand sonst ein Lächeln, als für mich.“
Was sagten sie, sie murrt'n wohl?

Epicharmus.

Sie gingen

Kopfschüttelnd fort. Es sei doch unerhört,
Behauptete Dein Oheim, nicht einmal
Die nächsten Anverwandten vorzulassen;
Du habest, fürcht' er sehr, Dich übereilt,
Und Aristomenes, Dein Lehrer, wollte
Dir eine Vorschrift geben, Deine Ehe
Vom stoischen Gesichtspunkt aus zu nehmen.

Lucilius.

Das werd' ich nöthig haben, ja beim Zeus!

Epicharmus.

Nach Deine jüngern Freunde stürmten mächtig
Die Straße dann herauf. Wer weiß, woher
Sie in so kurzer Zeit sich Festgewande
Und Kränze zu verschaffen wußten. Kurz,
Sie wollten schier den Eintritt sich erzwingen.

Lucilius.

Wie würdest Du sie los?

Epicharmus.

„Mein Herr wird etwa
Um Euch Bacchanten willen“, rief ich, „seine
Verschwiegne Freude lassen? Soll er wohl
Mit Euch den Becher schwingen, wo ihm süße
Bergnügen winken?“ — Nun, sie lachten auf
Und gingen. Ein'ge riefen noch zurück:

„Wir kommen morgen in der Frühe wieder,
Und wollen hören, wie Dein Herr geruht!“

Lucilius.

Es ist mir um die Wackern leid, jedoch
Sie werden anderwärts zu Gast sich laden
Und dort wird ihnen die Erzählung Stoff
Zu tausend Scherzen geben. Nun lebt wohl.
Seid froh! Seid glücklich! Einst ja war's auch ich.
Um diese Stunde sonst slog Clytia
Zu meine Arme. Stunden, allzu rasch
Entschwundene Stunden meiner Liebe, dräng
O, drängt nicht eure Schatten allzu nahe
Um dieses Herz! Wie werd' ich künftig leben,
Wie will ich noch, da du mir gingst verloren,
Eintönig fort mein ddes Dasein schleppen?
Wie ohne dich, Geliebte, ohne dich!

(Zu seiner Lampe gewandt.)

Du stille Flamme hütetest schon zu lange
Ein hoffnungsloses Lager. Du bewachtest
Nur schlummerlose Nächte. Sonst, da trug' ich
Das Hochgefühl, von ihr geliebt zu sein
Und sie zu lieben, stolz in mir, gleichwie
Ein Sieger sein erbeutet Götterbild . . .

Und jetzt, wie todt ist Alles . . . Bring den Becher,
Den selben, den ich heute morgens Dir
Als den bezeichnete, mit welchem ich
Den Tag begrüßen will, der mir ein Ende
All dieser Leiden bringt.

Epicharmus.

Ah, theurer Herr!

Lucillus.

Du kennst ihn doch?

Epicharmus.

Ich kenn ihn nur zu wohl,
Man sieht auf ihm mit schön getriebener Arbeit
Den Tod des einen Sohns der Riobe.
Es soll doch keine Vorbedeutung sein?
Ich sah Dich nie aus diesem Becher trinken,
Was hast Du vor?

Lucillus.

Besorge nichts!

Auf, füll' ihn bis zum Rande mit Falerner,
Und füge Moth hinzu, soviel du glaubst,
Um mir den längst ersehnten Schlummer wieder
Für eine Nacht zu schenken. Ach, wie sehnt mich
Nach Ruhe.

Epicharmus.

Wäg' ein sanfter Schlummer sich
Auf Deine Wimpern senken.

Lucillus.

Und für morgen

Halt Alles in Bereitschaft, um zu reisen,
Wir gehen nach Athen.

Epicharmus.

Du willst von hier?

Lucillus.

Vielleicht für immer! Wie, was siehst Du mich
So trauernd an? Erschreckt ich Dich?

Epicharmus.

Berzähle

Dem greisen Manne, der Dich auferzogen,
Der Dich geliebt hat, wie sein eigen Kind,
Wenn eine Thräne jezt sein Auge neht.

Lucillus.

Weshalb! Du willst nicht mit? Besinne Dich!
Geh' nun, und morgen früh frag ich Dich wieder.

(Epicharmus geht.)

Lucillus.

Ich weiß, was seine Klage mir bekant.
Bajamerns'werth erscheint es ihm, daß ich
Ein edler Römer, reich an stolzer Zukunft
Um eines Mädchens wankeimüth'gen Sinn
In solcher Schwermuth untergehen soll.

(Zur Lampe.)

Bewegte Flamme, flacke nur, du gleichst,
Wie du so glühend dich verzehrest, der Seele,
Die hier verglimmt. Wenn von der Ungetreuen

Einst eine Thräne meinen Staub benetzt.

(Es pocht.)

Was hör ich? pochte wer? So spät noch wer
Ich glaub' ich täufchte mich. Nicht möglich, nein
Und leise Klang's und doch voll Ungeßüm.

(Epicharmus bringt den Becher mit Wein und stellt
ihn auf.)

Lucillus.

Sieh nach, wer mag es sein, Geh, öffne, rath!
Es ist nicht eine Täufchung, nein, ein Echo
In meiner Brust sagt mir: wie, wenn sie selbst,
Wenn Rene sie zurückgeführt, wenn sie
Ein Wort mir noch zu sagen hätte? Nein!
Ich denk es nicht, ich wag' es nicht zu denken.
Wie pocht mein Herz!

(Epicharmus, eine Fackel ergreifend, hat indeß die Thür
geöffnet. Seine Gehalten treten ein. Lucillus fährt
zurück.)

Entsetzlich! Ha, wer sind

Die Graungefalten? Epicharmus sprich
Was suchen die bei uns? Hat ihre Schatten
Die Unterwelt zu mir heraufgeschendet?
Was wollen diese Leute?

Epicharmus.

Arme sind es

Lucillus.

Was muß ich sehen, was erschreckt ihr euch?

Die Alte dort ist ganz besonders häßlich.

Epicharmus.

Es ist die alte Nachbarin, die drüben
In einer Hütte haust. Der helle Klang
Vom Feß hat sie aus ihrem Nest gelockt.
Berzähle dem grauen Schwarm, sie glaubten nur
An Deine Grobmuth heut ein Recht zu haben,
Wer glücklich ist, beschenkt ja gerne.

Lucillus.

Fort,

Gleich jag' sie fort! ruf ihnen nach, mein Herr
War ein Verschwender und hat nichts, gar nichts
Von seinem frühern Reichthum mehr gerettet.
Wie wahr ist das: Und ich, wie bin ich hart
Und ungerecht! So macht das Unglück hart.

Epicharmus.

Nur zu bekant ist Deine große Güte!

Lucillus.

Gewiß, ich trage selbst die Schuld an Allem.
Vielleicht auch werd ich später einst noch wirklich
Als einen feßtag diesen Tag bezeichnen.
Ich bin seit heute wieder mein! Ich bin
Mir selbst zurückgegeben aus den Fesseln,
Worin verhängnißvolle Liebe schlug.

(Zu den Bettlern.)

Ich geb' Euch, kommt! Ich will Euch reich
beschenken,

Die Parze soll verlohnt sein. Alter komm!

Ich selbst will Dich vor meine Truhe führen,
Und Deine rauhen, schwielenvollen Hände
Mit Gold beladen. Komm!

(Zu Epicharmus.)

Erwarte mich!

(Von dem zurückgekehrten Gestalten nähert sich eine.)

Epicharmus.

Wie kann man nur so reich, so gütig und
Zugleich so sehr unglücklich sein. Ich gab
Den Wein Dir unvermengt, ich wagt es nicht
Den Schlaf durch jenen Nothn herbeizurufen,
Der Deinen Geist noch mehr zerrütten könnte.
Doch ihr, der Fallschen, die ihn so betrübte,
Ihr wünscht ich alles Unheil auf die Ferse.

Elytia

(mache eine der grauen Gestalten, tritt herbei, den Mantel abwerfend.)

Erkennst Du mich? ich bin es, Epicharmus?

Epicharmus.

Du, holde Herrin, Elytia, Du bist hier?

Elytia.

Ich, ja, ich bin's, wirst Du mich nicht verrathen?
Nein?

Ich habe mich mit jenen Armen eingeschlichen.
Ich bin, ich will gleich wieder fort! nur sage mir:
Ist's wahr, Dein Herr hat eine Römerin
Als seine Gattin heimgeführt? Ich hörte
Die Hochzeitlieder singen. Alles also
Ist wahr?

Epicharmus

(zu den Bettlern.)

Entfernt Euch! dort, durch jenes Thor!

(Er weist sie durch den Garten nach einem anderen Eingang
als durch den sie gekommen waren.)

Elytia.

Geschwind, gib Antwort, ist es so, Du nidst?
Und ist sie solch ein Wunderbild an Schönheit?
Bergöttert, allbewundert?

Epicharmus.

Nicht zuviel

Behaupt' ich, wenn ich sage, Alles liegt
Nur ihr zu Füßen, sie beherrscht die Welt.

Elytia.

Es muß wohl wahr sein. Diese Hochzeit ist
Nicht erst seit gestern vorbereitet. O,
Ich hab es längst geahnt, er hatte heuchelnd
Für mich Beshwerungen auf der Lippe,
Für sie nur Herz und Sinn.

Epicharmus.

Für sie? Wen meinst Du?

Elytia.

Was zog ihn denn nach Rom und immer wieder
Nach Rom? kein Mond berging, laumeineWoche,
Er riß sich los, wohin? nach Rom; schon wieder?
Ein Freund wünscht, daß ich komme. So? Lebwohl!

Und seltsam lächelnd winkt er mir zum Abschied.
Es hatte eine Schwester dieser Freund . . .
Ich weiß, weiß Alles.

Epicharmus.

Alles? Wahrlich

Jetzt glaub ich selbst, daß hier sich ein Geheimniß
Vor uns verbirgt.

Elytia.

Jetzt erst, jetzt freut es mich,

Daß eines Andern Werbung ich begünstigt.
Wenn Elytia eintr, und das geschehe bald,
Die Hochzeit feiert, lerne dann, Lucilius,
Wie sich betrog'ne Liebe rächt.

Epicharmus.

Nicht so:

Berschwende Deine Zukunft nicht an Träume,
Die jetzt Dein schmerzregter Geist erinnert.
Die Götter ordnen Alles uns zum Besten,
Du sollst ihn sehen.

Elytia.

Deinen Herrn? Nie mehr!

Du glaubst, ich lieb' ihn noch? Nie mehr!

Epicharmus.

Bertraue!

Er wird im Augenblicke wieder hier
Zurück sein.

Elytia.

Hier?

Epicharmus.

Ich hör' ihn schon, er kommt.

Elytia.

Fort, fort!

Epicharmus.

Es ist zu spät, er selbst verschleicht
Das Handthor. Hörst Du?

Elytia.

Beh', was that ich Freche?

Ich die Verschmähte, wage mich hierher!
Wohin, wohin? Verbirg mich. Ist kein Ausweg
Durch diesen Garten? rette mich, er kommt.

Epicharmus.

Hier dieser Vorberstrauch verberge Daphne
Vor ihrem Gott Apollo.

(Er versteht sie hinter einen Vorberstrauch im Garten.)

Lucilius (kommt.)

War es nicht,

Als hörst' ich Dich mit Jemand sprechen?

Epicharmus.

Wich?

Du hörtest mich hier reden. Wirklich?

Lucilius.

Nein!

Du sprachst, wie Greise thun, wohl mit Dir selbst?
Ich habe Dich schon oft, mein alter Freund,

Im Selbstgespräch belauscht. Begieb Dich jetzt
Zur Ruhe. Mitternacht und ihre Stille
Nächt nah und auf der Straße draußen ist es
Allmählig stumm geworden. Heute stört uns
Wohl kein Besuch mehr. Morgen auf und nach
Athen! Ich sehne mich aus tiefster Seele
In Plato's Hain zu wandeln, an den Felsen
Der Sappho diese Brust zu fühlen, allen
Den großen Dingeschiednen zu begegnen,
Die Deinen Ruhm verewigt, einzig Hellas!

Epicharmus.

Schlaf wohl und Alles ende gut für Dich!

(W.)

Lucilius.

Wer hofft, gleicht jenem Knaben, der am Strome
Erwartet wollte, bis die Wellen alle
Erst abgelaufen wären. Niemand flieht
Des Unglücks Woge wieder ab, sie strömt
Aus unersehptem Born in Einem fort.
Wer möchte da noch zaubern, Ewigkeit
In deinen Schoß zu sinken und an dich,
Allliebende Natur, an deine Brust
Beschniegt in schmerzlosen Schlaf zu tauchen.
Den Weg hast Du erkletzt, o weisester
Der Menschen! Gerne folgt ich Dir, ich nähme
Nur Abschied von der Qual ruhmlöser Tage
Und ruhloser Nächte. Doch es winkt
Ein andres Ziel, Venus Urania, deine
Erhabne Schönheit, ausgelegt in Schmutz
Der weiten Welt. So lasse mich nun dein,
Für immer dein sein und den Truggestalten,
Die kaum ein Abbild Deiner ew'gen Schönheit,
Nur mit Verderben ausgeschmückt sind, laß mich
Entjagen und vor ihrem falschen Liebreiz
Für alle Zeit mein Herz erschließen. Nur
Von jenem Lorber pflück ich einen Zweig.
Ich will ihn mit mir in die Ferne nehmen
Als Angebenken an die schönen Tage
Die ich mit Dir, o Clytia, hier verlebte.

(Ein „Ach“ während er auf den Garten zuellt.)

Ein Ach! O meiner Clytia holde Stimme,
Durch Felsen dringst Du hell zu mir!

(Daneben er sie herzuhoß.)

Ihr Götter!

Welch ein Begegnen, welch ein Wiederfinden!
Du selbst, Du hast es so gewollt! O sprich!
Komm an mein Herz, Du zitterst? Weshalb
schweigst Du?
Dringt noch ein Wort von mir zu Dir, so sprich!

Clytia.

Ich wollte Dich noch einmal seh'n, ich wollte
Von Deiner Stimm' lesen, ob Du wirklich
Auch glücklich bist?

Lucilius.

Du dachtest also doch

An mich?

Clytia.

Es dachte Dein mein Herz, mein hoch
Empörtes Herz, Treuloher!

Lucilius

(in vorwurfsvollem Tone.)

Clytia!

Triffst mich ein Vorwurf?

Clytia (halb ironisch.)

Rein, die Götter nur!

Es war ihr Wille so, es war ihr Haß,
Daß Clytia und Lucilius nie
Sich angehören sollten.

Lucilius.

Dennoch führten

Sie Dich hierher.

Clytia.

Wenn Du im Hochzeitzuge
Einher kämst, wollt' ich heimlich Dir und leise
Lebwohl zusüßtern, im Gedränge, heimlich
Und von Dir ungesch'n und für immer.
Ich sah Dich aber nicht, es war der Zug vorbei
Und dann, ja dann, verirrt ich mich und kam,
Ich weiß nicht wie, hierher.

Lucilius.

Wer sagte Dir?

Clytia.

Du bist allein, ich dachte nicht, da Du
Bermählt bist, Dich und hier allein zu finden
Lucilius!

(Gesagt.)

Ich danke Dir für Alles,
Was Deine Liebe Gutes mir erwies,
Es möge niemals Dir, Dein Leben lang
An Glüd und Freude fehlen!

Lucilius.

Das sagst Du?

Und o mit welcher Stimme Du das sagst!
Dich dürstet, Kind, Du leidest, Du bist krank!

Clytia.

Ich ging allein, ich hatte mich verspätet.
Fort geht! Was hältst Du mich? Soll sie vielleicht
Mich sehen, mich Verrath'ne? Na, wohlhan
Rollende den Triumph der Siegerin
Und führe mich ihr als Gefangne vor,
Als die dem Tod geweihte Königin.
Mein Stolz ist ungebeugt, ich sage nicht,
Ihr gegenüber mich zu stellen.
Vielleicht besieg' ich sie in Einem doch,
Darin, wie ich Dich liebte! Müttin,
Mir bricht das Herz.

Lucilius.

Du sollst, erhole Dich!

Clytia.

Laß mich in einer Sänfte von den Diemern
Nach Hause bringen oder laß mich hier,
Bei Dir mich sterben. Alle Kraft verläßt mich.
(Sie schläft den Becher.)

Rur meine Lippen, die so wild mich brennen,
Vergönne mir zu nehen. Ich vergehe
Vor Gluth.

(Sie läßt auf den Becher zu.)

Lucilius (verweigernd.)

Halt! der ist mir bestimmt.

Clytia.

Bestimmt, und Dir bestimmt? Rur Dir?

Lucilius.

Es wäre

Für Dich Gefahr, ja tödtliches Verderben!

Clytia.

Weshalb?

Lucilius.

Es ist ein Liebestränk darin.

Du würdest, wenn Du mit den Lippen nur
Den Rand berührtest, sieden, was Du liebtest
Und was Dir fremd schon und entschunden war
Auf's Neue wieder lieben. Zauderst Du!

Clytia.

Warum war dann für Dich gefüllt der Becher?

Warum für Dich? Du wählst wohl, ich soll
glauben,

Es müß' ein Zaubrer erst die Reigung wecken,
Zu der von Dir erkornen Haut! Verräther!
O schäme Dich der Lüge!

Lucilius.

Rur, in Wahrheit,

Es ist ein Schlummertrank — und augenblicklich,
Sobald Du nur davon gekostet, so
Entschwindet dem Gedächtniß Alles, Alles,
Was je Dir lieb und theuer war.

Clytia.

D dann,

Dann müssen wir wohl theilen! Alles stiehe,
Was einst uns lieb und theuer war, seit Du
Vergahest Deine Clytia.

Lucilius

(indem er ihr eine Granatfrucht reicht.)

Auch hier ist Ceres Gabe, laß Dich!

Du kennst die Sage von Proserpina?

Als sie geraubt von Pluto an dem düstern
Gefilde Lethes die Granatfrucht broch
Und davon kostete, da ward sie sein,
Auf ewig sein und seines Schattenreiches.
Doch fürchte nicht, daß ich an meine Welt
Dich binden werde.

Clytia.

Dieß, dieß glaub' ich Dir,

Und deshalb trint' ich, ob nun Raserei,
Ob nur Vergessenheit der Inhaft sei.

Epicharmus

(der herabgeschickten war, heimlich zu Lucilus.)

Hab' keine Furcht, ich mengte nichts hinzu.

Lucilus.

Fort! ruf' die Flöten und den Chor zurück!

Clytia.

Hast Du's gehört, ich sagt', ich glaubte Dir!
Wär also doch vielleicht in dieser Nacht
Vergessen auch für Dich erwünscht gekommen?

Lucilus.

O hättest Du mir stets geglaubt und nicht
Von mir Dich weggewandt.

Clytia.

Berrieth ich Dich?

Lucilus.

Frag meine Thränen, Clytia: wo wäre,
Ein Anwalt mehr besetzt vom höchsten Eifer,
Dich zu vertheidigen, als dieses Herz?
Doch ach, Du selbst, Du brachtest's ja zum
Schweigen.

Clytia.

Ich? Ich? O goldne Aphrodite!

Lucilus.

Wenn

Du schuldig bist, so müssen meine Worte
Wie Kohlen sein auf deinem Haupt gesammelt.
Und wenn unschuldig, o so sind es Thränen
Der Neue, welche Dir zu Füßen fallen.

Clytia.

Ich habe Dir die Treue nicht gebrochen,
Doch Du, Du gingst von mir, Du hattest
Für mich schon längst nicht mehr die frohe
Stimmung
Zu der wir sonst uns seh'n und sprechen
konnten,

Du gabeft einer Andern Deine Reigung,
Vergahest Deiner Clytia Geburtstag
Und weichtest jener Dich und sahest ihr
Zu Füßen.

Lucilus.

Wie? Du wähltest? und Du nimmst
Die Huldigungen von Klearchos nur
Gleichgültig auf?

Clytia.

Rein mit gereinem Herzen,
Und lachend, während einsam ich und heimlich
Berging in Thänen. Du, Du hieltest Hochzeit!
Zu lange schon verweilt' ich, ach Lucilus,
Was lenkte meine Schritte doch hierher!

Lucilus.

Eros, der Gott der Liebe selbst, er war's

Der wieder Dich zu mir zurückgeführt.
Und warst Du wirklich mir nicht ungetreu?

Clytia.

Niemals! Bei ihm, dem höchsten Herrscher
schwär' ich's.

Lucilius.

O sag' mir's drei und viermal noch und immer
Und immer wieder, nie hör' ich's genug.

Clytia.

Unselig, freudlos war ich ohne Dich.

Lucilius

(Sie zur Statue führend).

So sieh hier meine Braut, sieh die Geliebte,
Die mich so viele Stunden Dir entriß,
Sie war's, die mich so oft nach Rom entführte,
Weil ich, Dein Bild dem Künstler einzuprägen,
Damit es ja Dir ähnlich würde, Tag
Für Tag, bei ihm beschäftigt war, deshalb
Vermißtest Du mich oft und fandest mich
Vielleicht zerstreut in Deiner Gegenwart.
Sieh Dich, sieh Clytia — Aphrodite und
Berzeihe mir.

Clytia.

Und gar mit diesem Bilde
Hießt Du die Hochzeit?

Lucilius.

Den Gedanken, ja
Gab mir der Nachgott ein, Heil ihm, denn
So fanden wir uns wieder. Aber nun
Soll mich kein Marmor, wär' er noch so blendend,
Kein Bild, und wär es noch so sehr Dir ähnlich
Auch nur auf einen Augenblick je wieder
Von Dir mich trennen.

Clytia.

Und auch ich, ich will
Ein kaltes Marmorbild für alle Welt,
Für Dich nur Deine Clytia sein.

Lucilius.

O horch!

(Die Musik beginnt wieder.)

Nun töne nochmals in die hellgestirnte Nacht
Cytheren, Dir und mir der Brautnachtfest-
gesang.

Ein Frühlingsmärchen.

Von Hans Herrig.

Es war einmal ein alter Mann, der mit seinen drei Söhnen mitten in einem großen Walde lebte. Sie nährten sich von dem geschossenen Wilde, sie fällten die morschen Bäume und schafften sie zum Verkauf in die entfernten Dörfer, sie suchten sich Früchte und Beeren, soweit sie der Wald eben bietet. Den beiden ältesten Söhnen gefiel es nicht recht, sie wären am liebsten fortgezogen, aber der Alte wollte nichts davon hören. Er sprach: „Eure Mutter liegt in unserm Garten begraben, und ich will bei ihr bleiben, bis daß ich dereinst selbst sterbe.“ So gab es oft Hank und Streit, nur der jüngste von den drei Brüdern war seinem Vater stets gehorsam, und wenn er den ganzen Tag über Holz spalten oder weit hinaus mußte, einem Vogel vom höchsten Baume die Eier aus dem Neste zu holen, niemals murkte er, sondern war stets willig und guter Dinge und hatte für den Alten noch ein Wort der Liebe und der Dankbarkeit übrig.

Und es kam, daß es Herbst ward. Die Blätter vergilbten und fielen von den Zweigen. Der Wind pffiff Nachts aus allen Ecken und Enden, dazwischen rauschten Regenschauer nieder und morgens hatte der Nebel alle Fenster verklebt, daß man nicht hinaussehen konnte auch nur in den Garten bis zum Rosenbusche, der auf dem Grabe wuchs und dessen letzte Blüthe längst dahin war.

Und der Vater ward traurig und war doch wieder heiter.

Er sprach: „Ich muß euch verlassen und ihr werdet keinen Vater mehr haben. Wer scheidet gern von denen, welche er lieb hat? Und doch grämt es mich nicht; wenn ihr mir neben dem Grabe dort das meine bereitet, werde ich doch die wiedersehen, die ich nun schon so lange nicht sah. Scheiden und Wiederfinden, das gibt uns der Tod in Einem; deßhalb bin ich zugleich betrübt und freudig, möchte noch immer meine Hand in eurer lassen, und sie doch fortziehen um sie dort hinüberzureichen, wo man mich schon erwartet. Eins aber sollt ihr mir versprechen: Drei Nächte sollt ihr an meinem Grabe wachen und eher sollt ihr nicht davonziehen, als bis der dritte Morgen kam. Ihr müßt wissen —.“

Aber schon konnte der Vater nicht mehr erzählen, was die Söhne wissen sollten, sein Haupt sank hintenüber, seine Augen brachen, er war todt.

Die Söhne standen schweigend in ihrem Schmerze; wenn die beiden älteren auch oft Streit mit dem Lebenden gehabt, so merkten sie doch wenigstens in diesem Augenblicke, daß er ihr Vater gewesen. Nach einer Weile aber sprach der Zweite:

„So laßt uns denn unsere traurigste Pflicht erfüllen, laßt uns das Grab für unseren Vater graben.“

Und sie traten aus der Hütte hinaus. Die Nebel hatten sich verzogen, durch die gelben Blätter glänzte die Herbstsonne und vergoldete Alles mit ihrem Scheine, oben über den Wald hinweg schwebte eine verspätete Schaar von Störchen, die sich eilte, dem Norden zu enttrinnen und wärmeren Ländern zuzureisen. Im Garten hatten sich ein paar bunte Aftern entfaltet und über den Zaun blickte sinnend ein mächtiger Hirsch, als wisse er, daß ihm in diesem Augenblicke Niemand etwas zu Leide thun werde. Die Brüder aber gruben ihrem Vater das Grab, wo er gewünscht, hüllten seine Leiche in ein schneeweißes Linnen und senkten sie still hinein. Dann warfen sie den Hügel auf, während langsam die Sonne hinter den Bäumen versank und hie und da rothe Lichter geheimnißvoll zwischen ihnen hervorshielen.

Der Älteste aber sprach: „Unser Vater liegt nun in der Erde; was sollen wir noch länger hier an seinem Grabe im öden Walde ausharren? laßt uns machen, daß wir davontommen und andere Menschen finden!“

Der Jüngste warf ein, daß sie dem Vater doch versprochen hätten, drei Nächte an seinem Grabe zu wachen.

Da sagte der Zweite: „Unser Vater war immer ein wunderlicher Mann; was sollten wir ihn im Augenblicke des Sterbens noch erzürnen? Aber Keiner kann uns einen Vorwurf machen, wenn wir seinen thörichtesten Wunsch nicht erfüllen. Er liegt ruhig in seinem Grabe und hier mitten im einsamen Walde wird wohl Niemand die Leiche fehlen.“

Der Jüngste mochte sich nicht zufrieden geben. Er habe es dem Vater einmal versprochen, Niemand könne ja wissen, welchen Grund der gehabt. Die Worte eines Sterbenden wären heilig und wenn die Nachtwache wirklich zwecklos sei, so hätten sie doch ihre Kindespflicht erfüllt.

Die beiden Andern jedoch wollten davon nichts wissen, sie schnürten ihr Bündel und sprachen: „Du bist der Jüngste und mußt erst noch klüger werden; halte deine Wachen am Grabe und hüte dich, daß du nicht den Schnupfen bekommst. Wir wollen ins nächste Dorf und uns einmal einen guten Tag machen. Du magst auch die Hütte fortan dein Eigen nennen und darin bleiben so lange du willst.“ Und damit hatten sie ihm den Rücken gelehrt und gingen den Waldpfad entlang, der nach dem nächsten Dorfe führte.

Der Jüngste aber schritt trübseelig durch den Garten, er hätte beinahe geweint, so einsam fühlte er sich, und als die krächzenden Raben auf einem großen benachbarten Baume zu ihrer abendlichen Versammlung zusammenkamen, freute er sich ordentlich über ihr Geschrei und hätte die schelten mögen, die dem guten Raben, nur weil er einen schwarzen Hod und eine heifere Stimme besitzt, so viel Böses nachsagen. Indessen ward aus der Dämmerung Dunkelheit, kühl wehte es einher und er knöpfte seinen Kittel fest zusammen. Und bald fror er auch nicht mehr, er setzte sich auf einen Stein, der bei den beiden Gräbern lag und träumte vor sich hin. Trotz aller Pflichttreue beneidete er die Brüder, daß sie hinausgezogen, aber er lachte sie aus, daß sie nur bis zum nächsten Dorfe wollten und meinte, in drei Tagen wolle er auch davon, aber weit hinaus, über Berge und Ströme, über Wiesen und Seen, um doch einmal zu schauen, ob die Welt denn wirklich so groß sei, wie die Brüder immer behauptet. So entschwandten die Stunden der Mond schimmerte mit blanem Lichte, ringsum rauscht es wunderbar und geheimnißvoll, und dem Jüngling auf seiner Wacht war's, als töne von unten eine leise Stimme:

Wer sitzt im blauen Mondenschein
 Und wacht an meinem Grab allein,
 Wer sitzt allein in stiller Nacht
 Und hält an meinem Grabe Wacht?

Der Jüngling antwortete:

Die Brüder zogen längst davon,
 Am Grabe sitzt dein jüngster Sohn,
 Es hält in stiller Mondscheinnacht
 Dein jüngster Sohn am Grabe Wacht!

Die Stimme tönte von Neuem:

Mein jüngster Sohn hat sich bewährt.
 Wohl dem, der seinen Vater ehrt,
 Denn er nur ist der echte Sohn
 Und kriegt des Vaters Gut zum Lohn;
 Ein weckend Blatt pflück dir vom Strauch,
 Stich dich der Rose Dorne auch;
 Das wahr' dir auf, doch hab Verstand,
 Und reib es dann in deiner Hand.
 Auf steiler Höhe wohnt das Glück,
 Und mancher wohl bricht sein Genick.
 Wohl dem der sicher schreiten kann
 Gebrauche deins und werde Mann!

Der Jüngling pflückte sich ein Blättlein vom Rosenbusche und horchte hin, ob die Stimme sich nicht von neuem vernehmen lasse. Aber alles blieb stumm, eine Wolke überschattete den Mond, in der Ferne hörte man eines Uhus nächtlichen Ruf. Der Jüngling meinte fast er habe geträumt und wünschte den Morgen herbei, der aber erst nach langer Zeit seinen ersten bleichen Schimmer herausfandte. Doppelt sauer ward ihm der andere Tag. Oftmals empfand er Versuchung, den Brüdern es gleich zu thun, hatte er doch nun sein Theil Wache am Grabe ausgehalten; Niemand konnte ihm einen Vorwurf machen, und wenn die beiden andern Nächte das Grab unbewacht war, so traf nur seine Brüder die Verantwortung. Doch aber hielt es ihn wieder zurück. Und abermals begab es sich, daß mitten in der Nacht es wundersam emporklang:

Wer sitzt im blauen Mondenschein
 Und wacht an meinem Grab allein?
 Wer sitzt nun schon die zweite Nacht
 Und hält an meinem Grabe Wacht?

Der Jüngling sprach:

Die Brüder zogen längst davon,
 Auch heute wacht dein jüngster Sohn,
 Es hält in stiller Mondscheinnacht
 Dein jüngster Sohn am Grabe Wacht.

Die Stimme antwortete:

Sie zogen fort, sie zogen weit
 Es birgt die Ferne Glück und Leid.
 Und brachtest du von Haus Nichts mit;
 Umsonst beslügelt sich dein Schritt!
 Wohl dem, der Etwas mit sich hat,
 Vom Strauch pflück dir ein weckend Blatt;
 Das wahr' dir auf, doch hab Verstand,

Und reiß es dann in deiner Hand.
Der Weg ist steil, der Weg ist lang,
Dem Wanderer wird es müd' und bang,
Wohl dem, der kräftig schreiten kann,
Du schreite zu, du werde Mann!

Der Jüngling stand auch die dritte Nacht auf seinem Posten und zum dritten Male führte er das Wechselgespräch mit der wunderbaren Stimme. Zum dritten Male ertönte die Frage:

Wer sitzt im blauen Mondenschein
Und wacht an meinem Grab allein,
Die erste Nacht, die zweite Nacht?
Und nun zur dritten Grabeswacht?

Der Jüngling erwiderte:

Die Brüder beide sind schon weit,
Dein jüngster Sohn allein fand Zeit,
Die erste Nacht, die zweite Nacht
Und auch zur dritten Grabeswacht.

Die Stimme klang:

Die Zeit ist trüg, die Stunde lang,
Wer heiß sich müht, dem wird es bang,
Es geht grabaus, es geht gar hoch,
Da jagt dein Fuß, dich schwindelt doch,
O falle nicht, s'ist steil und glatt!
Blück dir vom Strauch ein weckend Blatt;
Das wahr' dir auf und hab Verstand,
Und reiß' es dann in deiner Hand.
Das Glück ist nah, ist süß und rein,
Das Glück ist da, das Glück ist dein!
Nun halt es fest, nun ruf' es an
Nun weck' es auf und werde Mann!

Auch zum dritten Male pflückte der Jüngling sich wie ihm befohlen war, ein weckendes Blatt. Langsamer noch, als gestern und vorgestern, verging ihm der Rest der Nacht und hoch athmete er auf, als endlich der Morgen der Bäume Spitzen mit seinem Lichte begoß.

Nun wollte auch er nicht länger hier in der Einsamkeit bleiben. Auch er packte seine Siebensachen in ein Ränzlein, sagte der Hütte und den beiden Grübern ein inniges Lebewohl und ging guten Muthes in die Welt hinein. Der Wind blies frisch um seine Schläfe, die Altweweiber Sommerfäden wickelten sich um seine Nase und umspannen seine Locken, die von den Bäumen fallenden weckenden Blätter umtanzten ihn und er lachte in sich und meinte: wenn in wecken Blättern solche Wunder stäken, könne er sich jetzt leicht einen tüchtigen Haufen sammeln. Die Bäume schienen seine Gedanken zu errathen, und als wollten sie ihn verspotten, warfen sie oft einen ganzen Regen von gelben Blättern ihm an den Kopf. Aber er zog lustig durch die Welt und fand, daß sie sogar noch größer sei, als die Brüder behauptet, daß sich überall gut haufen lasse, wo gastfreundliche Menschen wohnen, die Nachts ein Quartier gewähren und Morgens einen Zumbiß mitgeben, den der Wanderer Mittags bei der Raft aus dem Ranzgen herausholt. Viel gab's unterwegs zu schauen! Er sah, wie die Leute das Getreide in die Scheuern sammelten, er lauschte dem kräftigen Gesange der Drescher und mischte sich unter die Tänzer beim Erntefeste. Er sah die Jäger im grünen Rode unter Hörnerschall und Hallali zur Jagd aufbrechen, den Hirsch

von der bellenden Meute verfolgt. Er sah, wie die Aepfel- und Birnbäume, die sich unter der Last ihrer Früchte beugten, von diesen entkleidet wurden und die entlaubten Zweige langsam wieder aufrichteten. Er lachte über den Hamster, der eiligst alle Körner zusammentrug, um für den Wintervorrath zu sorgen, über den Maulwurf, der sich tief in die Erde hineingrub, um Nachts eine warme Schlafstelle zu finden. Mochte er's doch ebenso, wenn er auch nicht in die Erde kroch; aber auf der Ofenbank zu sitzen und ein Glas Warmbier zu trinken, das war ihm eine angenehme Stunde, und wenn er sich Nachts da zum Schlummer ausstrecken konnte, so war's ihm nichts, daß die Bank hart war, aber genehm, daß der Ofen so lieblich seine Wärme auf ihn ausstrahlte. Aber sein Wandermuth verließ ihn doch nicht.

Er kam aus einem Land ins andere und endlich in ein wildes fremdes Reich, von dem die Leute ihm sagten, daß es das Nordland sei. Da herrschte der Winter mit all' seiner Grimmigkeit und Rücksichtslosigkeit und die Einwohner waren leicht an ihren rothen Nasen und Ohren zu erkennen. Keinen Strom hörte man rauschen und die schwersten Lastwagen fuhrten sorglos von einem Ufer zum andern. Der Wasserfall stand da, wie ein seltsam tausendspitziges Bauwerk. Weithin zogen sich die weißen Schneefelder und der Himmel schüttelte immer von neuem seine schweren Mehlsäcke aus. Grün waren nur die Tannen und trugen Eiszapfen neben den Tannzapfen, um alle Zweige aber lag Schnee und Raufreif, daß sie im Sonnenlichte gliperten, als seien sie von Silber. Von den Bergen herab und aus den Wäldern kamen die Thiere bis ans Thor der Städte und ließen sich von der Thorwache füttern, die Sperlinge wohnten unter den Schornsteinen und wärmten sich, wenn der Kuchendampf herausquoll.

Mitten in der Hauptstadt aber war ein großes gläsernes Haus, und als der Jüngling hineinsah, staunte er gar sehr, denn da standen grüne Bäume, da blühten Rosen, da plätscherte ein Springbrunnen, und auf weißen schmalen Kieswegen ging zwischen den grünen Gebüsch ein alter Mann mit einem langen weißen Barte spazieren, der eine goldene Krone auf dem Haupte und einen purpurnen Mantel um die Schultern trug. Seine Stirne war von tiefen Runzeln gefurcht und seine Augen blickten so mißmuthig und unglücklich darein, daß der Jüngling ein rechtes Mitleid für den einsamen Mann empfand.

Er frug die Leute, wer denn der alte Herr sei und weshalb er gar so betrübt ausschauete.

Da sprachen die Leute: „Das ist ja unser König; wißt ihr denn nicht, worüber er seufzt und weint, und was das Unglück seiner alten Tage ist?“

Der Jüngling sagte ihnen, daß er auf der Wanderschaft begriffen sei und aus fernen Ländern komme, sie möchten ihm doch erzählen, welche Bewandniß es mit dem Alten habe.

Die Leute erzählten ihm Folgendes: „Der König habe eine Tochter gehabt, so schön und liebenswerth, wie es kein Mädchen sonst auf der Erde gegeben. Sonnengold habe sie geheißt. Wohin sie mit ihrem hellen Antlitz sich gefehrt, da sei es wie ein Sonnenschein gewesen. Damals habe auch Sonne und Luft im Lande geherrscht, damals habe es überall so ausgesehen, wie dort im gläsernen Hause. Auf einmal aber sei die Prinzessin krank geworden, sie habe sich niedergelegt, die Augen geschlossen und sei nach wenigen Stunden gestorben. Jammer und Wehklage habe das Land erfüllt, der König aber sei so betrübt gewesen, daß man ihm mit Noth das Schwert aus der Hand

gewunden, mit welchem er sich im Anschauen der geliebten Leiche habe tödten wollen. Nun habe er sich auf einen niedern Schemel davorgesetzt und sein Haupt verhüllt, auch geschworen, er wolle nie davon gehen und niemals die Leiche hergeben. So sei die Nacht gekommen, man habe hundert brennende Wachskerzen angestekt um die Leiche, der König aber sei nicht von seinem Plaze gewichen und habe verlangt, allein bei seinem todtten Kinde zu bleiben. Als man aber Morgens hinzugekommen, da habe der König fest schlafend dageessen und die Leiche sei verschwunden gewesen. Der gewedte Vater habe neue Wehklage erhoben, dem Schicksale gestucht und den Menschen, die ihn seines Kleinods beraubt. Ueberall im Lande habe man gesucht die Räuber zu fassen, die eine so freble That verübt, um sich des kostbaren Schmuckes zu bemächtigen, den die Prinzessin trug. Der König selbst sei mit umhergezogen. Da sei ihm einst ein Vöglein ums Haupt geflogen, das habe mit Allen vernehmbarer Stimme Folgendes gesungen:

Run such' nicht länger, sag Ade!
 Ach! Scheiden thut und Sterben weh!
 Ich flieg' wohl in die weite Welt.
 Einst schmilzt der Schnee auf jedem Feld,
 Dann komm ich wieder, gräß ich hold,
 Das schöne Fräulein Sonnengold!
 Sie ist nicht todt für alle Zeit,
 Doch ist sie fern, doch ist sie weit.
 Dort, wo die Welt zu Ende ist,
 Dort wo der Mensch sich selbst vergißt,
 Dort schläft sie auf des Eisbergs Höh'n,
 Noch immer süß, noch immer schön.
 Glatt wie ein Spiegel steigt's hinan,
 Wohl dem, der hier doch reiten kann,
 Hinauf zum eiß'gen Gipfel springt
 Und zärtlich küßend sie umschlingt,
 Der führt sie lachend euch zurück
 Und nennet sein das höchste Glück!

Da habe man das weitere Suchen aufgegeben und sei fortgezogen weit hinaus, bis dahin, wo die Gebirge stehen, so hoch, daß man nicht hinüber kann und die Welt zu Ende ist und da sei ein hoher spiegelglatter Eisberg gewesen und durch die Fernröhre habe man wohl bemerkt, daß oben ein glänzender Tempel gestanden, unter dessen Dache die schlafende Prinzessin gelegen. Mancher habe seitdem versucht, hinaufzureiten, sei aber elend zu Tode gekommen und so trauerten sie schon sieben Jahre und Alles rings traure mit im weißen Schneegewande.“

Der Jüngling hat, sie möchten ihm doch den Weg zeigen nach jenen Gebirgen. Er wandre um die Welt kennen zu lernen und da interessire es ihn sehr, einmal ans Ende der Welt zu kommen. Da könne man doch mit gutem Gewissen wieder umkehren und nachher zu Hause sagen, man habe Alles gesehen! Die Leute zeigten ihm gerne den Weg und der Jüngling machte sich von Neuem auf die Reise, aber nicht ohne sich vorher einen warmen Pelzrock gekauft zu haben. Im Stillen dachte er aber gar nicht daran, am Ende der Welt umzukehren.

Ihm waren die sonderbaren Lehren eingefallen, welche ihm Nachts am Grabe seines Vaters die geheimnißvolle Stimme gegeben.

Er meinte, er wolle doch wenigstens einmal auf jene Berge hinaufklettern, und sehen, ob denn die Welt hier wirklich zu Ende sei, denn so recht mochte er dies doch nicht

glauben. Vielmehr vermuthete er, daß eben jenseit erst das Glück zu finden sein werde, das ihm jene Stimme versprochen.

Uebrigens war es eine recht beschwerliche Fahrt, immer wilder ward es um ihn her, immer seltener wurden die Wohnungen der Menschen, immer höher reckten die Berge ihre Häupter. Oftmals wollte er ermatten und umkehren; es sei doch eigentlich eine Thorheit. Aber die Jugend ist eigensinnig und schämt sich leicht vor sich selber, und wenn der linke Fuß umkehren wollte, so hatte meist der rechte doppelt große Lust, es weiter zu wagen. Als er nun auch eines Morgens, nachdem er in einer einsamen Hütte bei armen Leuten übernachtet, sich weiter auf den Marsch machen wollte, und die Herbergleute frag, wo er gehen müsse, sprach die Frau: „Weiter geht es nicht, kühner Jüngling, denn dort ist die Welt zu Ende.“ Und dort oben schläft des Nordland-Königs Tochterlein? frag Jener. „So sagt man, hoch oben auf dem Eisberg, manch Einer hat's schon versucht, hinaufzureiten, aber sie brachen Alle den Hals, und der Tischler vom nächsten Dorfe, der die Särge lieferte, hat viel zu thun gehabt.“ Der Jüngling trat hinaus. Da lag vor ihm eine gewaltige Kette himmelhoher Berge, die gingen so steil hinan, daß er wohl sah, wie er sie niemals erklimmen möchte. Ritten unter ihnen aber funkelte vom Glanze der Morgensonne ein Eisberg in allen sieben Regenbogenfarben und er war so glatt, daß auch nicht einmal eine Schneeflocke auf ihm liegen geblieben und festgefroren war. Der Jüngling sah ihn an, merkte auch, daß oben auf dem Gipfel sich ein seltsames Gebäude erhebe, dessen Dach wie Gold funkele, machte im übrigen aber ein recht dummes Gesicht, wie Einer dem die Thür vermauert ist, durch die er zu gehen gewohnt und der sie auf einmal nun nicht findet. Da griff er aber eins von den weissen Blättern des Rosenbusches, die er bei sich trug, rieb es in seinen Händen und rief:

Welkes Blatt, welches Blatt
Führ' den Weg mich steil und glatt!

Und siehe, da kam auf einmal ein Röhlein daher getrabt, von grauer Farbe, wie der ungeschliffene Stahl. „Also du willst mich dort oben hinauftragen?“ sprach der Jüngling. Das Röhlein senkte seinen Kopf, als wenn es die Frage bejahen wollte. Jener sprang geschwind auf seinen mit einem bequemen reich verzierten Sattel versehenen Rücken, schlug es auf den Hals, griff die Zügel und sagte:

Röhlein trägt so gut es kann,
Röhlein, Röhlein, steig hinan.

Und das graue Thier sprengte laut wiehernd vorwärts, gerade auf den funkelnden Eisberg zu. Die Hüttenbewohner waren aus ihrer Thür getreten und sahen dem verwegenen Reiter staunend nach. Den aber trug sein Kenner bereits an der Seite des Berges empor, der Hufschlag dröhnte weit hin und die Eisnadeln sprangen so dicht ab und flogen ins Thal hinunter, daß man hätte glauben mögen, es sei April und die Schloffen-schauer hätten begonnen. So kam der Jüngling bis in des Berges Mitte. Da auf einmal stand das Röhlein still; die von unten sahen, wie Jener umsonst die Zügel anzog, umsonst es streichelte und liebkosete, das eigensinnige Thier war nicht zum Weitergehen zu bewegen, ja als wenn es seinem Reiter recht fühlen lassen wollte, daß es über sich selbst zu bestimmen habe, machte es auf einmal Kehrt und trug ihn sorgsam wieder in's Thal hinunter gradewegs auf die Hütte zu. Kaum war der Jüngling abgestiegen, so sprang es mit zauberhafter Schnelligkeit davon und war verschwunden. Der Jüngling

aber beschloß, am andern Tage einen zweiten Versuch mit dem zweiten weißen Blatte zu machen. Er hatte ja dann noch immer das dritte übrig. Inzwischen aber war schon das Gerücht von seiner kühnen That umhergeslogen und Alles kam aus der Nachbarschaft und den Thälern herbei, um den kühnen Reiter zu sehen, Alles stand am andern Morgen und riß die Augen auf, begierig, daß er kommen möchte, und nochmals einen Ritt wagen. Und er nahm das zweite Blatt, rief es und sprach:

Welles Blatt, welles Blatt!
Führ den Weg mich steil und glatt!

Und siehe, heute kam ein silberweißes Höslein dahergeschritten, silberne Hufen an den Füßen, Sattelzeug und Zügel mit vielem silbernen Tande verziert. Es kam auf den Jüngling zu, dieser stieg in den Sattel, sagte ihm in die Mähne, die im Morgenwinde sich auf seinem Halse blähte, wie der Schaum auf dem einer reisenden Meereswoge und rief:

Höslein blank, Köhlein weiß,
Trag mich übers glatte Eis!

Und das Roß schnob gewaltig und sprang mit solcher Kraft den Eisberg hinauf, daß den Zuschauern Hören und Sehen verging. Schon war es auf der Mitte des Berges und schon drüber hinaus und die Winde schienen neidisch auf seine Schnelligkeit zu werden. Denn mit einem Male öffneten sie auf allen Seiten ihr breites Maul und bliesen aus allen Kräften darein, als wollten sie das weiße Roß seinen Pfad hinabstürzen. Auch flogen Wolken über den Himmel, die Alles in trübseelige Schatten hüllten; die ganze Natur schien in Aufruhr zu gerathen und zu rasen, als wollte man ihr ein theures Gut entreißen. Noch klonn der weiße Renner aufwärts. Aber der Jüngling sollte nicht zum Ziele kommen. Denn als etwa nur noch ein Viertel seines Weges vor ihm lag, da ward das Sturmgeheul so toll, daß das Roß den Muth verlor; auch heute halfs ihm nichts, er mußte den Berg wieder hinunter. Die aber unten standen und noch vor wenigen Stunden gemeint, es sei ja doch ein Kinderspiel, ganz hinauf zu kommen, wenn man schon einmal halb oben gewesen sei, die waren jetzt auf einmal klug und sagten: „Seht Ihr's, seht Ihr's, es ist ein aberwitziges Beginnen, die Prinzessin muß für ewig dort oben unter dem Himmel schlafen, wollet Gott nicht länger versuchen.“ Und damit machte jeder, daß er in die Thäler hinunter kam; ja seine Wirthskleute wollten ihm kaum ein drittes Nachtquartier gewähren, er habe die Berggeister beleidigt, die würden Nachts Lavinen auf die Hütte werfen und sie alle im kalten Schnee begraben. Erst nach langen Bitten räumten sie ihm wieder ein Plätzchen ein. Der Jüngling mochte wenig schlafen. Sollte er morgen von dannen ziehn oder sollte er zum dritten Mal sein Glück auf's Spiel setzen? Doch wieder kamen die Erinnerungen an die Grabesnacht, eine innere Stimme schien ihn anzutreiben, Alles auf's Spiel zu setzen, denn für jeden Menschen gäbe es doch nur ein höchstes Glück auf Erden. Und da es wieder Morgen ward, sagte er zwar seinen Wirthen Lebewohl, ging aber keineswegs davon, sondern suchte sich einen andern Platz am Fuße des Eisbergs und that wie die vorigen Tage: diesmal aber sprang ein goldfarbiges Roß herbei, dem glicherte der Leib, als hätte es die Sonne selber drin und der Jüngling sprang so lustig hinauf als könne es ihm diesmal nicht fehlen, und er rief:

Höslein golden, sei befragt
Bringst du mich zur liebsten Magd,
Höslein, lauf mit schnellem Fuß!
Daß ich sie wede mit einem Kuß!

Sei, wie feurig das Goldroß wieherte, wie es ausgriff, als wenn ihm zwei Adlerflügel an den Schultern sähen. Eine Gams klettert nicht flinker den Felsen hinan, als es den Eisberg hinanstieg.

Nählein, lauf mit schnellem Fuß,
Daß ich sie wecke mit einem Kuß!

jauchzte der Reiter. Und höher und höher ward er getragen, und noch ein langer, ein kühner Saß. — Da stand ein Tempel vor ihm mit goldnem Dach, von milchweißen Marmorsäulen getragen und drinnen auf einem goldenen Ruhebette schlief ein wunder-seliges Mägdlein, der die langen goldnen Haare ums Haupt hingen, wie ein dichtes Gewirr von Sonnenstrahlen, deren Wangen wie ein erstes Morgenroth und deren Lippen wie die Rose; die eine der kleinen weißen Hände hatte sie unter's Haupt gelegt, die andere hing lässig an der Seite hinab, und langsam und regelmäßig hob sich ihre Brust, als träume sie von grünen Wiesen und lächelnden Gärten. Der Jüngling war vom Pferde gesprungen — schon hatte er sie im Arme, schon auf den rothen Mund geküßt.

Die weil ging der alte König traurig in seinem Glashause auf und nieder und trat hinaus, um zu sehen, was es für Wetter sei. Da kam ein Vöglein geflogen, das ihm bekannt dünkte. Es umflatterte ihn lustig und sang:

Gebrochen ist der Zauber nun,
Da sie sich beid' in Armen ruhn;
Vor Liebesblick und heißem Kuß
Der Winter bald zerrinnen muß.
Nun macht euch auf in bunten Reihn
Und holt die Liebesteute ein.
Auf goldnem Roß, der Jüngling holt
Bringt die Prinzessin Sonnengold.

Der alte König meinte erst er träume, aber der Vogel ließ es sich nicht verdrischen und sang ihm seinen Spruch noch ein halbes Duzend Mal in die Ohren, so daß Jener ihn endlich verstand und laut rief: „Herbei, herbei, alle meine Getreuen, daß wir ausziehen! — der Zauber ist gebrochen, Prinzessin Sonnengold ist erlöst!“ Da kam Alles herbei gelaufen, von den Großwürdenträgern des Reiches bis zum geringsten Mann aus dem Volke, ja die Köchin stellte sogar die Kaffeemühle bei Seite und lief die Hintertreppe hinab. Alles lachte und freute sich und hatte es so eilig, dem Könige zu folgen, daß sie sogar vergaßen, sich ordentlich warm anzuziehen, wie es seit Jahren im Nordlande gebräuchlich war.

Inzwischen saß die Prinzessin Sonnengold längst auf dem goldenen Rosse vor ihrem Ketter, der sie mit seinen Armen zierlich umschlang, daß sie nicht herunterfallen möge.

Ohne jede Gefährde brachte sie das treue Thier ins Thal und nun ging's auf den Heimweg. Da war kein Wesen, das sich nicht freute, die liebliche Prinzessin begrüßen zu können. Die Tannen schüttelten den Schnee von sich ab, und der Schnee verwandelte sich in Schneeglöckchen, Maiblümchen und weiße Anemonen. Die Maulwürfe und Hamster krochen aus ihren Höhlen hervor, und die Vögel kamen von allen Seiten herbeigesflogen und sangen so laut, daß den Bäumen vor lauter Vergnügen grüne Blätter wuchsen, und die Weilchen ihre blauen Augen aufschlugen. Der Strom rann pfeilschnell den Reitern voraus, als wolle er sie in der Stadt ankündigen und die Wasserfälle überschlugen sich vor lauter Freude. Und da kam auch schon der König angeritten. Unbeschreiblich war die Rührung des Wiedersehens. Der Jüngling ward sofort feierlich zum

königlichen Eidam und Prinzen ernannt und mit der Rettungsmedaille am hoffnungsgrünen Bande decorirt. Das Volk rief ihm Hurrah und die Großwürdenträger zogen ehrerbietig ihre Dreimaſter.

Der Ober-Reichs-Hof- und Staatsphilosoph trat aber heran und ſprach:

„Darf ich eine beſcheidene Frage an Ew. Hoheit thun? Als Ew. Hoheit unſere allergnädigſte Prinzessin von jenem Gebirge herunterholten, welches das Ende der Welt iſt, haben Sie doch gewiß auch einen Blick nach der andern Seite geworfen und würde ich Ew. Hoheit im Intereſſe der Wiſſenſchaft ewig dankbar ſein, wenn Sie mir darüber einige Aufklärung zu Theil werden ließen.“

„Ach!“ antwortete der Jüngling, „als ich dort oben war, und Sonnengold mich anlachte, vergaß ich wahrhaftig, an welchem merkwürdigen Orte ich war und habe mich nicht einmal umgeſehen.“

(Nach Motiven des 13. der von Fr. Krenzwald geſammelten eſthniſchen Märchen).

Gedichte.

Das Glück.

(Nach Edgar Allan Poe).

Mit hellem Sang,
Die Tage lang,
Zog durch die schattenreichen Auen,
Durch Haidefeld,
Im Sonnenbrand,
Ein Ritter, um das Glück zu schauen.

Betrübt und matt,
Des Wanderns satt —
Sein Haar begann schon zu ergrauen —
Hatt' er nicht Weg,
Hatt' er nicht Steg
Gefunden, um das Glück zu schauen.

Als er erschläft,
Gebeugt an Kraft,
Sucht' ihm ein Schatten vor die Brauen.
„O Schatten sprich,
Wohin muß ich
Denn wandern, um das Glück zu schauen?“

„Im Ronde, bleich,
Das Felsenreich,
Das Thal, wo Schatten nur und Grauen,
Durchziehe dann,
Du Rittersmann —
So wirst am Ende du das Glück erschauen...“
Ferdinand Graf.

Sommerträume.

Hier auf diesem selben Steine,
Roosbedeckt und epheugrün,
In des Sommerabends Scheine
Sah ich weit die Berge glüh'n.

Bis zum fernsten Horizonte
Drang das Auge frei und klar,
Wo die weißen Hüpter sonnte
Rothbehaudt der Gletscher Schaar.

Und nun sitz' ich hier und starre
In den Nebel, faßl und dicht,
Und nun lag' ich hier und harre
Bis ein Schimmer ihn durchbricht.

Doch kein Glanz will ihn erleuchten,
Keine Felle, noch so matt.
Und es senken sich die feuchten
Blicke, schon des Spähens satt!

Und mich faßt ein leises Grauen
Und mit dem geschloss'nen Blick
Mein' ich ahnungsvoll zu schauen
Das verborgene Geschick.

Ragst du, trüber Schleier, bleiben,
Denn ich fürchte, wußt und laßl,
Will die Sonne dich vertreiben,
Zeigen sich mir Berg und Thal!

Und an herblich dürrn Bäumen
Sah' ich, was in kurzer Frist
Aus den schönen Sommerträumen
Unvermerkt geworden ist.

Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almsp.

Schweigen der Geliebten.

(Nach A. de Lamartine.)

Daß deine Stimme, Freundin, mich berühren!	Ein Hauch, ein Wort, dann wieder eine Stille —
Ein jedes Wort, das Deine Lippen führen,	Das ist genug, daß meine Seele fülle
Ist ein melod'ischer Wiederhall!	Den Raum, der deine Worte trennt!
Erstarben mir im Ohre deine Worte,	Sie kennt den Sinn der leichtbeschwingten Rede,
So klingt mein Herz und öffnet seine Pforte:	So wie die Blume in dem Uferbeete
Ein Tempel bei der Himmelsstimmen Schall!	Der Vacheswellen Murmeln kennt.

Ein Hauch, der Deinem Mund entschwindet,
 Ein Klagen, ein Lächeln findet
 In meiner Brust den rechten Ort.
 So wird, wenn über Harpsenaiten
 Die Lüfte noch so leise gleiten,
 Daraus ein reizender Akkord!

Gustav Otto Müller.

Der Brief.

Ich halte deinen Brief in Händen, <small>Wach ist. h. A. F. 1897. unverlezt.</small>	Doch all mein Glück kann er auch enden, Verzichten iches. Hoffnungszerst., . . .
Ach, Alles kann der Brief mir spenden, Was meine glüh'nde Seele schätzt.	Ich halte deinen Brief in Händen, Mein Herz erbebt in Zweifels Qual.

Doch mag er Glück, mag Trauer spenden,
 Bringt er mir Jubel oder Pein, —
 Er kommt aus deinen lieben Händen, . . .
 Dein Brief soll mir willkommen sein.

Rina Güttnner.

Mitten unter Sündern.

Eine Erinnerung aus der Jugendzeit

von

P. K. Hofegger.

Das fernabgelegene, stille Alpenthal meiner Heimat mit seinen sechzig Einwohnern — ich machte das fünfte Dugend voll — war wie ein Kloster. Wir hatten zwar nicht einmal eine Kirche; dafür bekränzten wir zur Sommerszeit die hölzernen Kreuzfisse, die vor den Häusern und an Wegscheiden standen, und wir verrichteten zu den Sonnabenden davor unsere Andachten, und was die Hauptsache war, wir führten alle Sechzig ein sehr eingezogenes Leben. Strenge Arbeiten und magere Nahrung thäten die weltliche Begier in uns ersticken und uns mit Eifer den Himmel wünschen lassen, wo man nichts arbeitet, wohl aber gut ißt und trinkt, und Alles haben kann, was das Herz verlangt. Aber der Himmel ist ohne Beten und Frommsin nicht zu erlangen — daher wußten wir Alle, was wir zu thun hatten. Freilich gab es Stunden, in denen uns jüngeren Leuten besonders die Erde lieber war, als der Himmel. Solch weltlichem Sinne wurde wacker entgegengewirft.

Ein alter Schneider lebte im Thal, der hielt uns zuweilen eine Predigt. Er hatte seiner Zeit einer Jesuitenmission beigewohnt, und seither ging ihm das Leutebekehren nicht mehr aus dem Kopfe. Er hatte Rednertalent in sich entdeckt; hatte anfangs dasselbe geübt wenn er allein in der Werkstatt saß und später auf dem Oberboden seines Häuschens, oder draußen im Erlenbusch. Schriftgelehrt war der Meister von jeher gewesen und gewandt in Auslegung der Bibel.

Als in späteren Tagen seine Augen so trübe geworden waren, daß er mit der Fadenspiße das Nadelöhr nicht mehr traf, sich hingegen seine Rednergabe mächtig entfaltet hatte, fühlte er sich erkoren, den Thalbewohnern ein Apostel des Heiles zu werden.

Er ging eines Tages höher in die Wildniß der Berge hinauf, kehrte jedoch nach sehr kurzer Zeit wieder zurück und begann sein Predigeramt.

Er war nun fast blind an seinen leiblichen Augen, hatte hingegen ein geistiges Gesichts; er sah den Himmel offen, ja bisweilen, wenn er an etwas Vergerniß nahm, auch die Hölle. Er sah die ganze Ewigkeit, die wir Anderen uns nicht einmal genau zu denken vermochten, in leibhaftiger Gestalt. Er hat mir, seinem besonderen Liebling, die Sache einmal durchgreifend erklärt. Ich weiß nicht bestimmt, ob ich die Darstellung des blinden Sehers recht aufgefaßt habe, ich erinnere mich nur, daß ich mir die Ewigkeit gedacht hatte als einen weiten und sehr langen Stollen in die Erde hinein, welcher mit rothen

Wachskerzen beleuchtet ist, und in welchem die Seelen der Abgeschiedenen in Leichentüchern dahinwandeln. Wie lang dieser Stollen eigentlich ist, davon hatte der alte Schneider folgendes Bild.

„Wenn“, sagte er, „die ganze Westflügel ein Zwirnknaul von feinstem Zwirn wäre, und es thät Einer kommen, den Faden abwickeln und damit die Ewigkeit messen, so wäre, meine lieben Christen, der Raffaden viel zu kurz!“

Ein so klarer und bündiger Redner mußte selbstverständlich großen Anhang gewinnen. Und in der That, so oft es hieß: „Heut' predigt der Schneider wieder!“ versammelten sich des Abends die Leute in seinem Häuschen.

Ich war dabei stets einer der eifrigsten Predigtbesucher, war auch schon daß so hoch emporgewachsen, daß ich in der vollgedrängten Stube meinen Vormännern über die Achseln lugen konnte und hatte nur darauf zu achten, daß mir Keiner auf die Fehen trat. Gerne stellte ich mich daher zu Nachbarn, die — wie ich — auch keine Schuhe an hatten, und so konnte ich meine volle Aufmerksamkeit dem Prediger zuwenden.

Anfangs, wenn wir in die Stube traten, war der Schneider stets abwesend; doch hörten wir auf dem Dachboden über der Stube ein Murmeln, Seufzen und Aechzen, ein Pflüstern und Häuspern, da wußten wir schon, daß der Mann in seiner Vorbereitung, oder gar in einer Verzückung war. Unsere anfangs lauten, zumeist ganz weltlichen Gespräche wurden immer leiser, und allmählig zog ein heiliger Schauer ein in unsere Seelen.

Endlich stieg er die Sprossenleiter nieder. Es war, so viel man da sah, eine Knochenfigur zum Erbarmen. Das klapperte nur so, bis das Männchen herunter auf dem Boden stand. Uns, dem „Volke“, war dieses Klappern anstatt eines Predigtliedes, wie solches sonst in der Kirche vor der Betrachtung gespielt und gesungen zu werden pflegt; es verkehrte uns in die nöthige Stimmung.

Hierauf schritt der Schneider zum Tische hin und stieg dort auf einen Schemmel. Dann legte er seine Arme kreuzweise über die Brust, schloß die Augen und stand so etliche Minuten unbeweglich da. Sein Haupt war fast kahl, seine Backen waren glatt rasirt; einen schwarzen Ueberrock hatte er um sich geschlagen um das priesterliche Ansehen herzustellen, aber mir — ich konnte nichts dafür — fiel es ein: Du schaust halt doch aus, wie ein zaubärter Schneider. — Ich sandte sofort ein Stoßgebet zum Himmel, daß der mich vor ähnlichen lasterhaften Gedanken bewahren möge, denn daß war ich zutiefst überzeugt: der Schneider ist ein großer, heiliger Mann.

Bevor er noch die Augen öffnete, that er den Mund auf und hub an mit langsamer und dumpfer Stimme, wahrscheinlich nach einer Reminiscenz von der Jesuitenmission, so zu reden: „Der ewige Herrgott hat mich zu euch gesandt. Der ewige Herrgott schickt durch mich sein heiliges Kreuz, seine drei Nägel, seine blutige Kron'. Das Evangelium ist geschrieben mit rosenrothem Gottesblut. Thut die Ohren auf, denn so spricht der Herr.“

Und hierauf begann er seine Predigt, die sich je nach einem Festtag, nach der Jahreszeit, nach irgend einem Ereigniß oder auch wohl nach seiner persönlichen Laune richtete.

Die Zuhörer schluchzten oder sicherten dabei; ich war stets tief versunken in den Vortrag, denn — und das dachte ich nicht damals, das schreibe ich heute — wenn die Gedanken des Redners auch noch so verrückt, es waren immerhin Gedanken und insofern bei uns daheim ein rares Ding. Die phantastischen Bilder, die der Schneider als Beispiele drein gab, wollte ich heute noch nicht verachten; ich habe sie seither mehrmals auf alten Gemälden vom guten Höllenbreugel wieder gefunden.

Mit uns Thalbewohnern war der Meister Brotschimmel — so hieß er; hats auch im Testament nicht verboten, seinen Namen zu nennen — im Ganzen recht zufrieden; nur ein klein Bißchen zu viel fluchen thäten wir. In Erwägung jedoch, daß das Fluchen dem Kelter im Geblüte liege, daß wir dieses Laster also unser Lebtage nicht lassen würden, empfahl er uns, die gottlosen Ausdrücke wenigstens in etwas umzumodeln und dadurch zu mildern. So sollten wir z. B. anstatt „sakra“ sidra sagen, anstatt „Teufel“ Teuzel, anstatt „verflucht“ verflixt, anstatt „verdammte“ verdangelt, oder verdankt ausrufen; und das „Himmelsherrgottskreuzdonnerwetter“ sollten wir ganz dem lieben Gott überlassen, da wir es ohnehin nicht zu handhaben wüßten.

Die Fluchreformen sind richtig durchgeführt worden, und kein Mensch jenes Thales wird heutzutage in einem gelinden Zorn noch das heilige Wort „Kruzifix“ ausstoßen, sondern stets „kruzitürken“, oder „kruzidiadaxl“ rufen. Nur in Momenten höchster Wuth greifen die Leutchen noch zu ihren ursprünglichen Ausdrücken zurück.

Das waren indeß so ziemlich die ganzen Erfolge der Mission des Meisters Brotschimmel. Auch neue Gebete und Litaneien wollte er aufbringen, da unterbrach ihn ein ruhiger Kohlenmann, wir hätten an den alten vollauf genug, um dabei einzuschlafen.

Der Schneider predigte anfangs selten, später jedoch wöchentlich ein- oder zweimal. Bisweilen geschah es, daß irgend ein Fremder, der zufällig im Thale anwesend war, sich ins Häuschen des Meisters einschlich, um aus Neugierde und Fürwih den seltsamen Apostel zu hören. Das war stets vergebens, der Schneider merkte nur allzubald den Bod unter den Schafen und predigte nicht.

Einmal kamen drei Ingenieure in die Gegend, um die Höhen der Berge, die Tiefen der Wässer und die Weiten der Matten und Wälder auszumessen. Wir alle miteinander hatten nicht viel Vertrauen zu diesen Leuten, und meinten, daß sie unsern Grund und Boden messen und schätzen, bedeute gewiß nichts Gutes. Aber es ging an, die Herren brachten Geld ins Thal. Mich, den fünfzehnjährigen Jungen, pachteten sie bei meinem Vater für sechs Tage um zehn Gulden, daß ich ihnen die Werkzeuge mit herumtrüge und auf den Wipfeln der Bäume schneeweiße Holztäfelchen befestige.

Es waren eigentlich ganz verrückte Arbeiten, die sie trieben. Da gingen sie herum, wo gar keine Wege und Stege waren, steckten ohne allen Anlaß Fahnen und bunte Tafeln auf die Bäume und auf die Bergspitzen, schlugen Tische auf mitten im Weideplan, und aßen doch nichts drauf; durch lange Röhren guckten sie, mit Stäben zielten sie, als wollten sie schießen, mit den Zirkeln tanzten sie auf dem Papier herum, schrieben allerlei Ziffern und Buchstaben dazu, und des Abends, wenn sie ins Quartier zurückgekehrt waren, wußten sie die Höhe und Breite der Berge.

Diese Art zu messen kam auch zu den Ohren des Schneiders, der sonst gewohnt gewesen war, mit dem Faden ängstlich alle Körpertheile seiner Kunden abzumessen und trotzdem die Hosen und Zoppen zu verschneiden.

„Sidra, sidra!“ rief er eines Tages in seiner Predigt, „diese Ausmesser, das sind Teuzelsleut! jezt rechnen sie dem Herrgott seine Welt schon vor; aber Geduld! wie sie ausmessen, so wird ihnen eingemessen werden!“

Was Wunder, daß die Ingenieure, die alles Gute und Merkwürdige in der Gegend auskundschafteten, endlich auch den Wunsch hegten, unsern Prediger zu hören. Der Mann war nach und nach vollständig erblindet, und so konnte ich, als der Cicerone der Herren, es wagen, sie eines Abends in das Schneiderhäuschen einzuschmuggeln. Doch siehe,

schon in seiner Einleitung stockte der Prediger, bald unterbrach er sich und sagte laut: „Heut' sind fremde Leut' da!“

„Bei Leib' nicht, Meister, bei Leib' nicht!“ betheuerte ein alter Knecht.

„Du!“ drohte der Schneider, „der Teufel wird dir glühende Kohlen in den Mund stecken für Deine Lug'! — Stadtleut' schmed' (rieche) ich!“

Leider waren die Fremdlinge so unvorsichtig gewesen, beim Eintritte ihre Cigarren nicht auszulöschen; so war dem Blinden ihre Anwesenheit kund und die Predigt unterblieb.

Von dieser Zeit an war Meister Brotschimmel vorsichtiger. Er hatte ein junges Mädchen, armer Leute Kind, ins Haus genommen, das er nach seinen Grundsätzen erziehen und vor den Fallstricken der Welt zu bewahren trachtete. Das Mädchen — Mariane Schober ließ es sich schreiben — war gar eingezogen und sittsam. Die Mariane nun mußte immer vor den Predigten an der Thür stehen und Jeden zurückweisen, der ihr nicht als Einwohner unseres Thales bekannt war.

Ich war mit dem Mädchen schon früher ein wenig vertraut worden. Wir waren bei der Predigt häufig nebeneinander gestanden, weil es, wie ich, keine Schuhe trug. Das einermal nun hatte ich — ob zufällig, ob absichtlich, man weiß es nicht — die Mariaue auf die Behen getreten; Das anderemal war ihr Pöflein auf das meine gestiegen; und so hatten, während wir oben den Worten des Propheten lauschten, unten unsere Behen miteinander Bekanntschaft gemacht. — Später nähte mir Mariane einmal während der Predigt ein am Halse herausgesprengtes Hemdhälchen ein; und ich guckte mir dabei ihre feinen, glänzend salben Locken und ihre blauen Augen etwas näher an. Ich freute mich stets die ganze Woche auf die Erbauungsstunde beim Meister Brotschimmel und gab mir bei solchen hierauf öfters Mühe, das Hemdhälchen wieder herauszusprengen.

Mein jüngerer Bruder ging auch mit Vorliebe zur Schneiderspredigt. Derselbe hatte hinter dem Kachelofen sein Winkelchen und konnte dort eine ganze Stunde lang seinen Übungen obliegen. Er „lernte“ damals nämlich just das Tabakrauchen, was daheim strenge verpönt war. Da in der Predigt auch Andere schmauchten und der Vater selten anwesend war, so kann man sich die Vortheile meines jüngeren Bruders wohl denken.

Eine Besonderheit war es, daß die älteren Leute des Thales sich den Vorträgen des blinden Schneiders allmählig entzogen. — „Wir wissen's ja schon, was er sagt,“ meinte einer der Aeltesten, „und thäten in der engen Stube anderen nur den Platz wegsehen; den jungen Leuten thut es leicht nöthig, als uns, daß sie fleißig in die Predigt gehen.“

So sind wir junge Leute denn eifrig verhalten worden, an den stillen Feierabenden ins Schneiderhäuschen zu wandern, um dort das Gotteswort zu vernehmen. Als der Prediger wußte, seine Zuhörerschaft bestünde zumeist aus jungem Volke, dem das Blut erst warm zu werden beginne, da zog er andere Saiten auf. Wir hörten manch Erfreuliches von heiligen Jünglingen und Jungfrauen, aber auch allerlei Seltsames von den Begierden und Ansechtungen des Fleisches, von den gewöhnlichen Folgen derselben und von den häßlichen Werkzeugen, womit die Gefallenen gezwickt, gekratzt, geschunden, geschmort, zerstückt und auf alle erdenkliche Weise gepeinigt werden.

Wenn uns bei den Darstellungen ersterer Art bisweilen das Herz ein wenig warm und rührsam wurde, so waren die leßeren Betrachtungen wie eiskaltes Wasser darauf. Doch der Mensch wird Alles gewohnt; bald verloren die Vorträge jegliche Wirkung. Wir ergöhten uns im Stillen nach unserem eigenen Geschmade.

Die Predigt begann stets um sechs Uhr und endete — es mochte was immer für ein Gegenstand in Behandlung sein — regelmäßig, sobald die braune Schwarzwälderuhr, die in der Stube hing, auf ihrer Metallschelle die siebende Stunde schlug.

Es war dem Schneider ein Gesetz, die Lehre mußte eine Stunde währen, denn so lange hatten auch die Missionäre gesprochen. Zum Stundenschlag aber wurde der Vortrag plötzlich mit einem kräftigen Amen abgehackt. —

Und eines fröhlichen Samstagabends im Frühherbste, gingen wir wieder ins Haus des blinden Schneiders zum christlichen Unterrichte. Da traf es sich, daß wir Zuhörer aus lauter jungen Leuten bestanden, aus Burschen und Mädchen von zwölf bis fünf- undzwanzig Jahren, wovon nur das Bachreuter-Maidle mit ihren dreiundfünfzig Jahresringen um die Augen eine schöne Ausnahme machte.

Das Bachreuter-Maidle genirte uns aber gar nicht, im Gegentheile, wir waren froh, daß wir es unter uns hatten, denn, wo das dabei war, da gab es unterschiedliche Schwänke und Pöffen allerwege. Wenn den tollsten Jungen nichts Uebermüthiges mehr einfiel, so war gewiß noch das Bachreuter-Maidle die Anstifterin irgend einer Schalkheit, eines ausgelassenen Stückchens. Wie ein Vab' konnte es springen und johlen und balgen, das Maidle; wenn es aber still war und seinen kurzen Hals einzog zwischen die hohen, spitzen Schultern — da gabs gar noch das Aergste zu fürchten oder zu hoffen — da kam sicher bald ein rechtes Schelmenstücklein heraus.

Es war bislang ohne Mann geblieben, das Maidle, und die Thalbewohner riethen schier, es sei bei der Taufe desselben eine Irrung geschehen und das ganze Thal um ein Bachreuter-Bäble betrogen worden. Das Maidle hielt sich so brav, das sich Niemand von der Haltlosigkeit obiger Annahme zu überzeugen vermochte. — Nun freilich hatte es schon die Runzelchen und etliche graue Haare, aber der Pöffenreißer in ihm war jung geblieben.

Dieses Maidle hatten wir Jungen unter uns, als an jenem Samstagabend der Schneider zu predigen anhub. Ich, als einer der zuletzt Erscheinenden, hatte meine barfüßige Pfortnerin mit in die Stube genommen und mich mit ihr auf ein Bänklein gesetzt, unter welchem die Hühnersteige war. Die Hühner saßen schon geruhfam auf ihren Stangen, nur der Hahn schlug bisweilen noch Eins mit den Flügeln. Auf der Ofenbank, auf dem Gesiebel und in anderen Winkeln saßen Andere, wie sie sich eben beliebig gesellt hatten. Etliche Jungen dampften aus mächtigen Tabakspfeifen; Andere strichen sich mit Kohlen Schnurbärte an; wieder Andere schnitten allerlei Gesichter und drehten dem Schneider Nasen. Der Schneider aber stand auf seinem Schemmel und predigte. Er predigte von der großen Tugend der Abtödtung. Er führte alle Heiligen an, die sich kasteit — gegeißelt, mit häßlichen Kleidern selirt, ausgehungert und auf alle andere, oft unsaghafte Weise gepeinigt hatten. — Und die Jungen drehten dem Prediger Nasen, oder kauernten in einer Ecke und spielten Karten. Und Einer war dabei, der schrieb Spottliedchen auf den Schneider und vertheilte die Papierstreifen. Eines derselben lautete:

„Der Schneider, der Schneider,
Wie ein Zahnbrecher schreit er,
Und's Maidle in der Still'
Thut doch, was sie will!“

Ein Anderes, das mir noch in Erinnerung:

„Der Schneider Broßhimmel
fährt heut' noch in Himmel,
Morgen ist's zu spät,
Weil ihm der Teufel g'holt hat.“

Natürlich geschah das Alles in gehobriger Ruhe, denn diese Gelegenheit, in Gemeinschaft Gallodria zu treiben, durfte für heute und die Zukunft nicht zerstört werden.

Am trautsamsten selbstverständlich ging es dort zu, wo sich zu Maid und Bursch' die Pärchen versammelt hatten.

Zu solcher Stunde nun, es mochte dreiviertel auf sieben, und die Auflösung der Gesellschaft also nahe sein, schlich das Wachreuter-Maidle auf Fehenspißen zur Schwarzwälderuhr hin und häckelte von der Schlagwerkchnur den Gewichtklumpen ab. Die Uhr tickte, wie vor und eh, und das Maidle huschte auf seinen Platz zurück und that sein andächtig horchen auf die Predigt, insgeheim frohlockend über die Wohlthat, die sie der ganzen Gesellschaft erwiesen hatte. Es war dabei ja auch interessirt, denn ihm zur Seite saß ein rothsodiger Bursche, mit dem sich das Maidle nicht ungerne im Fingerringeln übte.

Und der Schneider predigte und predigte. Schon schien sich ihm manchmal der Stoff zu verflachen, aber die Uhr schlug nicht sieben. Noch erzählte er die Legende vom heiligen Aloisius und erklärte die Bedeutung der Lilie, und sprach von den himmlischen Freunden der Frommen — aber die Uhr schlug nicht sieben. Einmal setzte er ab und horchte. Die Versammlung schien in tiefer Andacht zu sein, und die Uhr tickte und tickte. So ließ er sich nun auf die ewigen Strafen der Gottlosen ein.

Ich saß auf dem Bänklein, hielt meinen rechten Arm um den feinen Hals der Mariane Schober geschlungen, und mein Lebtag war mir nicht so wohl, als zur selben Stunde, in der die Uhr nicht sieben schlug. Nur der Hahn war zuweilen etwas unruhig unter den Bänklein. Der flatterte mit den Fittichen und ließ die Hühner nicht schlafen.

Es war allmählig dunkel geworden. Ein oder der andere Zuhörer räusperte sich dann und wann, mancher vertuschte zur Noth ein Richern. Das Maidle neben dem Rothkopf war die Ernsthafteste. Die Kartenspieler unterschieden ihre Trümpfe nicht mehr genau, und die Pärchen waren wo möglich noch näher zusammengedrückt.

Noch einmal unterbrach sich der Prediger und horchte. Es war ihm so ein schmagender Ton ausgefallen; — es war aber nichts weiter, er fuhr fort, hielt es jedoch nicht gerade für überflüssig, noch mehr Scheiter in das höllische Feuer zu werfen, in welchem die weltlustigen Sünder gebraten werden.

Bei solcher Wärme war es naheliegend, daß ich heimlich die Frage an mich stellte: Wenn alle Anderen um dich herum heute ihre Mädchen küssen, warum sollst das Ding nicht auch du versuchen?

Ich faßte daher mit meiner linken Hand die Mariane fester, denn bisher am Arm, schlang meine rechte Hand noch enger um ihren Nacken, zog ihren zarten Busen an meine Brust, beugte mein Haupt auf ihr Gesichtchen nieder — und wie ich meine Lippen ausbiege nach den ihren, da kräht unterwärts der Hahn.

Wild emporgefahren sind wir beide von unseren Söhnen. Der Prediger aber brach ab und rief: „Wie? mein Hahn kräht niemals vor dreiviertel auf acht! Morgen ist schlechtes Wetter, und heut' hat die Uhr einen Narren gemacht. Geht daher, meine

lieben Zuhörer, eilends nach Hause und seid wachsam, denn ihr wisset weder den Tag noch die Stunde, amen.“

Nun war unser Eden plötzlich aufgelöst. Das Bachreuter-Maidle kicherte und trillerte von Burschen umjohlt davon.

Am andern Tag sind in der Stube des Apostels Spielkarten gefunden worden und ein paar beschriebene Papierstreifen, die nichts weniger, als Ehrfurcht gegen den Prediger an den Tag legten. Darüber war der Meister Brotschimmel derart empört, daß er ausrief: „Nie wieder, daß ich diesen Heiden des Herrn Wort verkündige: Diese verfluchten Kusmesser haben unsere jungen Leut' verdorben. Der Teufel soll sie holen! Was hilft bei so einem vermaledeiten Volk das Predigen?!“

„Freilich, Meister“, antwortete ihm die Mariane, „das Predigen hilft nichts, sonst wär' der Meister selber bekehrt und thät nicht so mörderisch fluchen.“

Der Schneider ist nicht einzignmal mehr auf den Schemmel gestiegen. Ob die Mariane den wachsamem Hahn belohnt oder bestraft hat, das weiß ich nicht; aber der geplante Fuß zwischen uns beiden hat sich bis auf den heutigen Tag nicht entladen mögen. Die jungen Sünder des Thales haben sich allmählig zerstreut in alle Welt; — etliche davon sind bereits alte Sünder geworden.

Sinn und Unsinn.

Von A. Thrauenfeld.

Kukuk und Kiebig.

Der Kukuk kam zum Kiebig
Hinaus aufs weite Moor,
Da sangen sie wechselseitig
Sich ihre Weisen vor.

Der Kukuk und der Kiebig,
Sie sangen stolz und laut,
Und waren gegenseitig
Von ihrem Gesange erbaut.

Der Kiebig hat den Kukuk
Höchst günstig recensirt,
Und dieser mit gleichem Lobe
Sich bestens revançirt.

Der Kiebig und der Kukuk,
Sie sehen Beide nicht ein,
Daß Nachtigall und Lerche
Auch sollten Sänger sein!

Die Nachtigall und die Lerche
Verloren in ihrem Gesang
Das einfach-künstlerisch Wahre,
Den volkreverständlichen Klang!

Die Nachtigall und die Lerche,
Verkommen in Künstelei'n:
Der Kukuk und der Kiebig,
Sind echte Sänger allein!

Der Kiebig und der Kukuk
Beherrschen der Lüne Reich;
Die einfach wahren Klänge,
Ja, die versteht man gleich! — —

Die Elstern und die Spagen,
Die Recensenten von Fach,
Sie tragen begeistert weiter
Dies Urtheil von Dach zu Dach:

„Die Meister Kukuk und Kiebig
Sind echte Sänger allein —
Die Nachtigall und die Lerche
Verkommen in Künstelei'n!“

Türkische Grundsätze.

Und als die erste Lieb' vorbei
Sah ich mich um nach Nummer Zwei,
Und als mir das nicht schlecht bekommen,
Hab' ich die Dritte auch genommen!

Nachdem ich dann geliebt die Vier,
Kom's völlig zum Bewußtsein mir,
Ich könnte Fünf und Sechs und Sieben,
Kurz, noch ein Duzend Andre lieben!

Drum find' ich die Behauptung fäh'n,
Nur einmal könne Liebe blüh'n:
Mir mundet die freuzugte Schale
Jetzt besser als zum ersten Male!

Jaide.

(Elegie.)

Gedenkend still der Zeit der Kameffiden,
 Lag sie am Fuße stolzer Pyramiden
 Und strich den Bart mit ihren sanften Lagen.
 Dann seufzte sie, in Wehmuth ganz zerflossen,
 Die weichen Augenlider halb geschlossen,
 Jaide, sie, die schönste aller Kagen:

„O daß die goldnen Zeiten wiederkehrten,
 Da die Aegypter göttlich uns verehrten
 Und keine Kammerjäger existirten!
 Ach, jene Tage, längst sind sie vergangen,
 Kaum lohnt sich heute noch das Mäusefangen,
 Und wir gehören zu den Exilirten!“

Sie sprach's — und daß sie ihren Schmerz ertödete,
 Schnurrte sie die Weiße aus der Zauberlöte:
 „O Isis und Osiris, welche Wonne!“ —
 Doch reger werden die Erinnerungen,
 Und tiefer nur von innerm Weh durchdrungen —
 Schleicht fröstelnd sie vom Schatten in die Sonne!

Der weiße Elephant.

Im Marmorstall zu Ava stand
 Ein junger weißer Elephant
 Und ließ den Rüssel hangen.
 Es opfert ihm die Priesterschaft
 Und bringt ihm Weihrauchdüfte dar;
 Er aber seufzt mit Bangen:

„O könnt ich armer Elephant
 Die Dschungeln an des Menam Strand
 Wie früher frei durchtraben!
 O könnt ich in der frischen Luft
 Und an der Blüthen Balsamduft
 Mein krankes Herz erlaben!

Ach! seit man mich zum Gott gemacht
 Rahmt mich die Sehnsucht Tag und Nacht
 An jene goldnen Tage!
 Das Opfern und die Räucherei,
 Ja selbst die schönste Räuchererei
 Wird täglich mehr zur Plage!

Dem großen Drama sei's geklagt,
 Wie man mich langweilt hier und plagt
 Mit Singen und mit Beten!
 Die ganze dumme Pfaffen-schaar,
 Ich möchte sie mit Haut und Haar
 Zerstampfen und zertreten!“ —

So klagt der arme Elephant,
 Der fern im Stall zu Ava stand,
 Und ließ den Rüssel hangen.
 Doch als die Nacht vorüber war,
 Da stand verbucht die Priesterschaft:
 Ihr Gott — war durchgegangen!

Zur französischen Kulturgeschichte.

Von J. J. Honegger.

H. Taine: *Les origines de la France contemporaine*. Tome I: *L'ancien régime*. Paris, Hachette et Cie, 1876.

Wie oft auch die Geschichte der großen französischen Revolution geschrieben worden ist, in gewissem Sinne bleibt sie heute noch zu schreiben; das darf ohne eine Spur von Unterschätzung der zum Theil hochbedeutenden und geistvollen Werke behauptet werden, die jenes riesige Object bis anhin behandelt haben. Zwei Fragen sind jetzt noch nicht mit der vollen geschichtlichen Wahrheit und Sicherheit gelöst, weil sie ungeheurer schwieriger Natur sind: die nach den intensivsten Ursachen für den orkanartigen Verlauf des mit der Gewalt einer Natur- oder Schicksalsmacht vorüberstürmenden Ereignisses und die nach dem psychischen Prozeß, der die damalige französische Generation und ihre Führer trieb. Was die letztere, schwerlich je zur vollen Klarheit zu bringende Seite der Betrachtung angeht, so sind — um nur Eins heraus zu greifen — Lamartine's schwungvolle Geistesportraits in der Hist. des Girondins bekanntlich hochpoetisch, aber eben so sehr unhistorisch, und die lobhudelebende Darstellung Napoleons bei einem Thiers ist gleich unbefriedigend und einseitig wie die neuerlich aufgetretene durch und durch verdammende eines Jules Barui u. A. Wer aber die erste Frage genügend lösen will, der kann es gar nicht anders, als indem er allseitig prüfend auf die vorausgegangenen Kultur- und Gesellschaftszustände des ancien régime eintritt. Das thut Taine in überraschender Weise, sein Buch ist höchwichtig und fundamental.

Taine hat entweder als ganz neue und erst aus den Archiven gezogene Dokumente oder dann als allerdings auch schon verwendete, hier aber in neuer Weise, umfassender und mit genauer combinirten Folgerungen zur Werthung gebrachte Hülfsmittel benutzt: die manuscritischen Correspondenzen, die Rapporte und Memoiren, die Verbalprocesse und Hefte der Generalstaaten, insbesondere mit möglichst vielen und ins Einzelne gehenden Zahlangaben, die höchst sprechender Natur sind. Nur auf dem Wege war es möglich, als lebende Figuren aus dem Rahmen herauspringen zu machen die kleinen Uebigen, Landpfarrer, Mönche und Nonnen in den Provinzen, Advokaten, Schöffen und Bürger in den Städten, die Landleute und Handwerker, Offiziere und Soldaten; und einzig mit dieser Hülfe kommt man dazu, das wirkliche Frankreich zu kennen, nicht bloß den sonst fast ausschließlich ins Spiel gebrachten Theil der Hochstehenden und Gebildeten, der unsern Blicken jenes niedrigere Gebiet ganz verdeckt hat. Nur diese Gestalten können uns im Einzelnen und aus der Nähe die Lebensbedingungen der Nation kennen lehren: den Zustand der verschiedenen Stände, das Innere eines Presbyteriums oder Klosters, Wesen und Thätigkeit eines Stadtrathes, den Lohnsansatz des Arbeiters, den Produktionswerth eines Feldes, das Handwerk des Steuerbezügers traurigen Audentens, die Ausgaben eines adeligen Herrn oder Bräutlers, das Budget, die Lebensweise und das Ceremoniell des Hofes, kurz den ganzen Kreis der gesellschaftlichen Zustände.

Der Grundfehler, welcher Frankreich seit der Revolution nie hat zur Ruhe, nie zu einem soliden, gesicherten Nationalleben kommen lassen, liegt in dem sich jagenden Chaos

der abstrakten, je nur nach einzelnen Parteinteressen abgemessenen Staatskonstruktionen. Unser Autor macht dieses Treiben ganz gut an folgendem Bilde deutlich: Unsere affirmativen Köpfe bauten eine Konstitution auf wie ein Haus, nach dem schönsten, neuesten oder einfachsten Plane, und dieser waren immer ein Duzend im Studium — das Hotel für einen Marquis, das einfache Bürgerhaus, die Arbeiterwohnung, die Militärfaserne, und selbst das Zelt des Wilden. Jeder jener Baumeister rief: Ich habe die wahre Wohnung gefunden, die einjige, welche ein vernünftiger Mensch beziehen mag. Und um Nichts ward man klüger, wenn man an die Massen appellirte. Dem französischen Volke die Pläne seiner künftigen Wohnung vorlegen, das war in zu durchsichtiger Weise bloße Parade oder ein Trugspiel, vorausgesetzt noch, die Antwort, die man von ihm einholen wollte, wäre wirklich frei gewesen; denn aus 10 Millionen Unwissender zieht man keine Weisheitsformel heraus.

Die große Revolution wird natürlich einzig erklärlich aus den Zuständen des ancien régime. Was war im Schicksalsjahre 1789 an bestimmenden Mächten vorhanden? Die Abteligen, die Geistlichkeit und der König, das war Alles, das Volk Nichts. Was der König bedeuten wollte und sollte, wird ganz klar aus jenem einzigen Aussprüche Ludwigs XV., den er ao. 1766 in einer sogenannten Kissenstichung vorbrachte: „In meiner Person allein hat die oberste Souveränität ihren Sitz; mir allein kommt ohne alle Abhängigkeit oder Theilung die gesetzgebende Gewalt zu; mein Volk ist nur Eins mit mir; die Rechte und Interessen der Nation, aus denen man ein vom Monarchen abgetrenntes Stück zu machen wagt, sind nothwendigerweise mit den meinen vereint und ruhen nur in meiner Hand.“ — Der Privilegirten zählte das damalige Frankreich 270,000, im Adel 140,000, in der Geistlichkeit 130,000, das macht 25—30,000 adelige Familien, 23,000 Mönche in 2500 Klöstern, 37,000 Nonnen in 1500, 60,000 Pfarrer und Vikare in eben so vielen Kirchen und Kapellen. Die Vertheilung des Grundbesitzes aber war diese: $\frac{1}{5}$ von Grund und Boden gehörte der Krone und den Gemeinden, $\frac{1}{5}$ dem dritten Stand und einer der Landbevölkerung, $\frac{1}{5}$ dem Adel und das letzte der Geistlichkeit, so daß, rechnet man die Staats- und Gemeindefürsorge weg, die Privilegirten gerade die Hälfte des französischen Bodens besaßen. Seit Ludwig XIV. waren Adel und Geistlichkeit vollständig vom Volk abgelöst, und vor jenem drängte sich Alles, was irgend etwas bedeuten wollte, nach Versailles und Paris. Jenes Wort des Herrn v. Barbes, an den sogenannten großen König gerichtet, ist von höchst charakteristischer Bedeutung: „Sire, wenn man fern ist von Euer Majestät, so ist man nicht bloß unglücklich, sondern auch lächerlich.“ In der Provinz traf man bloß noch den kleinen Adel und etwa einen Theil des mittleren, und ähnlich stellten sich die Diener der Kirche: die Abbés, Bischöfe und Erzbischöfe residirten nicht mehr in ihren Sizen; die Großvikare und Domherren zogen sich in die großen Städte; auf dem Lande saßen einzig die Priore und Gemeindepfarrer. Der ganze weltliche und geistliche Stab war abwesend. Der Edelmann enthielt sich längst jeden Eingreifens in die Lokalverwaltung, weil ihm diese eine zu niedrige Aufgabe schien, die der verachteten rötüre, dem Bürgerstande zugehöre. Und um so mehr zog er sich ab, als er oft bettelarm geworden war: in den Rouergue trafen sich Edelleute, die mit 50 oder gar 25 Louis'or an Einkünften leben mußten; in Berry werden schon in der Mitte des 18. Jahrhunderts $\frac{3}{4}$ des Adels als am Hungertuch nagend bezeichnet. Der Hofadel und die hohe Geistlichkeit machen vielleicht $\frac{1}{1000}$ ihrer Klasse aus, und ihre geringe Zahl setzt die Ungeheuerlichkeiten ihrer Vorzüge nur um so greller ins Licht. Die kolossalen Einkommen betragen nach dem königlichen Almanach des Jahres 1788 folgende Summen: die 31 Bischöfe und Erzbischöfe zogen zusammen 5,600,000 Episcopaleinkommen und dazu noch 1,200,000 aus Abteien, im Mittel 50,000 Livres auf den Kopf, wenn man die gedruckten Angaben nimmt, in That und Wahrheit 100,000, ja einige der gewichtigsten Sizen sind angeblich mit 200,000, tatsächlich mit 300,000 Livres zu notiren. Und die hohen Herren haben ja keine von ihren noblen Passionen vergessen, auch wenn sie Kirchenbiener waren; ein Rohan, ein Dillon, trotz des geistlichen Kleides, trotz aller Ebite und Kanons, treiben die Hirschjagd nach Herzenslust, und dieses verderbenvolle Privileg allein hilft die Landeskultur total

ruiniren. Der allgemeine Zustand des Landes schon unter und seit Ludwig XIV. wird in folgende Bezeichnungen gefaßt: Abwesenheit der Herren von ihren zuständigen Sizen, Apathie der Provinzen, sehr schlechter Zustand in Bebauung des Landes, Erpressung der Steuerpächter, Bestechlichkeit der Justiz, bebrückende Pladereien der Schloßverwalter, Verlassenheit und Elend der Provinzen, brutale Verwilderung der Vasallen — Alles aus der gleichen Quelle fließend und zum gleichen Ziele führend. — Was die allgemeine Lebensart und Lebensregel betrifft, so springt sie klar aus Daten heraus wie die folgenden: Unter Ludwig XV. und XVI. fanden sich noch Exemplare von jener Sorte alter Höflinge, die von einem auf 80 Jahre gebrachten Leben wohl 45 stehend in den Vorzimmern des Königs, der Prinzen und Minister vergeudet hatten. Der allgemeine Rath, um emporzukommen, war dieser: Ihr habt, wenn ihr erst Debütant seid, einfach drei Dinge zu thun: sagt von aller Welt Gutes, macht Anspruch auf Alles, was vakant wird und setzt euch, wo ihr könnt. Alle und jede Lebenskunst ging auf im *savoir-vivre*, im Empfangen und Empfangenwerden. Der ganze feudale Stab von seinen ersten bis zu den letzten Gliedern hatte sich umgewandelt. Wenn man mit einem Blick diese 30—40,000 Paläste, Hotels, adeligen Schlösser, Abteien und anderen Herrscherliche Frankreichs umfassen könnte: welch' anmuthende Pracht, was für ein glänzendes und anziehendes Land, dieses Frankreich! Es ist Alles ein Salon, und man sieht darin auch nur Salonmenschen, die sich mit dem beschäftigen, was der Franzose sehr gut des *riens* heißt. Bündnisse und Verträge, Schlachten und Staatsstrieche, Ministerien und Auflagen, die ganze Geschichte des Jahrhunderts wurde in Epigramme und Chansons verkehrt. Nie in der Weltgeschichte ist das Tanzen auf einem Vulkan feiner, sorgloser und grandioser in der Scene gesetzt worden. Die Lösung war in dem famosen Witzworte gegeben: Wie sollte man nicht entzückt sein über die großen Ereignisse der Zeit und ihre Erschütterungen sogar, weil sie Anlaß geben, so schöne Dinge zu sagen? Ein zweites Beispiel: Als die Schlacht von Hochstädt verloren gegangen und ein Lied darauf gedichtet worden, welches der raffinierte Beschnad der Pariser schlecht fand, da gipfelte sich das Interesse dieser selben frivolten Welt in dem Ausspruch: Wir ärgern uns über den Verlust der Schlacht, das Chanson taugt Nichts.

In dem unsäglich zerrütteten Finanzwesen, dem staatlichen wie dem privaten, regierte die Allgemeinste, als selbstverständlich angenommene Räuberei, eine ganz unerhörte und dazu total mäßige und eher besäufigende Vergewand, weshalb außer dem Staat auch fast alle hohen Familien bis über die Ohren in Schulden staken. Darüber und über die aus diesem Unwesen entspringende Lebenshaltung einige der höchst charakteristischsten Angaben. Was von Staatsgeldern den übrigen Diebereien entwichte, das ward aufs Leichtfertigeste verschwendet an meist durchaus unverdiente, ganz übermäßige und auf Eine Familie gehäufte Pensionen, an Gaben und Domänenschenkungen, an überflüssige Stellen und Befoldungen. Begreiflich, daß das ausgefogene und ausgehungerte Volk, als es einmal hinter diese saubere Wirktschaft kam, mit aller Wuth gegen die offiziellen Blutsauger (*écorcheurs*) aufstand. Beispiele: Im persönlichen Dienste des Herzogs von Orleans standen 274 Personen, in demjenigen von Mesdames de France 210, von Madame Elisabeth 168, der Gräfin von Artois 239, derjenigen von Provence 256, der Königin 496. Als es sich um Einrichtung des Hausstandes bei der sogenannten Madame Royale handelte, einem Kind im Alter von einem Monat, da wollte die Königin, daß die schädliche Verweichlichung und der unnütze Zufluß im Dienstpersonal vermieden werde, man setzte sonach die Zahl der im Dienste dieses Kindes stehenden Personen auf das Minimum von 80 herab! Die Civilstandsordnung im Hause des Grafen von Artois zählte 456 Personen, die militärische 237. Für den König wurden verwendet 1857 Pferde, 217 Wagen, 1458 Personen, die er kleidete und deren *livree* 540,000 *livres* kostete; außer diesen waren es noch 1500 andre für seinen Dienst bestimmte Leute. Die Totalsumme, die ao. 1786 für den königlichen Marstall ausgegeben ward, macht 7,717,058 *livres*, 486,546 für neu angekaufte Pferde. Auf Rechnung des Königs wurden jährlich 2190 *frcs.* gesetzt, die er für Mandelmilch und Limonade brauche; das sogenannte *grand bouillon* für Tag und Nacht, welches die zwei

Alle wesentlichsten sogenannten Wahl-Landschaften (*pays d'élection*) in Frankreich zusammengenommen, sog die direkte Abgabe aus den Steuerpflichtigen heraus 55 Frcs. auf 100 Frcs. Einkünfte, also mehr als die Hälfte. Mit den indirekten Lasten stand es noch ärger. Man nehme die Zölle: Ein Schiff mit Wein aus Languedoc, Dauphiné oder Roussillon, die Rhone auf- und die Loire abfahrend, um durch den Kanal von Briare nach Paris zu gelangen, trägt, ohne die Rhonerechte zu veranschlagen, 35—40 Arten verschiedener Zollansätze, wozu dann erst das Eintrittsrecht in Paris tritt. Es zahlt diese Gebühren an 15—16 verschiedenen Plätzen, und diese wiederholten Verabgabungen zwingen die Fuhrleute 12—15 Tage mehr auf die Reise zu verwenden, als wenn die Zahlungen in ein einziges Bureau vereint wären. Von Lyon bis Aigues-Mortes zählt man 30 Zollschranken; was in Bourgogne 10 Sous kostet, kommt in Lyon auf 15—18, auf 25 in Aigues-Mortes. Das Octroi des Weins ist in Paris 47 Frcs. pro Saum; in dem Keller des Schenkwirthes zahlt er noch 30 à 40 Frcs. für das Recht des Detailabfages. Die an die Nationalversammlung eingereichten Hefte bezeugen unter Anderm Folgendes: In der Normandie constatiren die Gemeindepfarrer von St. Malo, daß von den 900 Einwohnern ihres Sprengels $\frac{3}{4}$ zu leben haben, die übrigen im Elend sind. Auf 1500 Bewohner von Saint-Patrice kommen 400 almosenbedürftige, auf 500 von Saint-Laurent leben $\frac{3}{4}$ von Almosen. In der 500 Personen zählenden Pfarrgemeinde Maubeuf sind 100 am Bettelstab, und dazu laufen aus den umliegenden Pfarreien im Tag noch 30—40 Bettler herbei. In Bollbone (Languedoc) wird alle Tage von den Thoren des Klosters ein allgemeines Almosen ausgetheilt, daran nehmen 3—400 Arme Theil, nicht gerechnet das noch viel umfangreichere, das man speziell den Alten und Kranken verabfolgen läßt. In Rennes sind 1788 nach einer Ueberschwemmung $\frac{1}{2}$ der Bewohner im Elend. Paris zählt nach der Volksaufnahme von 1791 unter seinen 650,000 Bewohnern 118,784 Arme. In ganz Frankreich stand es so, daß der Landmann an gar Nichts weiter mit größerem Eifer dachte, als wie er das Bischen, das er seinem Mund abgerungen, vor den Blutsaugern, die es ihm entreißen wollten, verstecken könne, und darauf wandte er die raffiniertesten erdachten Mittel. Der wirklich angebauten Ländereien wurden Jahr um Jahr weniger, und der gequälte Landmann ließ sich lieber die äußerste Noth gefallen, als daß er sich vergebens nur zu Ruh und Frommen seiner Peiniger rühren wollte. Es kam dazu, daß da und dort die Weinreben ausgerissen wurden. Unbebaute Weideländereien, Distel- und Dornesträucher nahmen übers ganze Land hin überhand.

Solche Daten sind die kräftigsten, um die bis auf den heutigen Tag noch keineswegs zu viel umgewendete und noch nie zu voller Lösung gebrachte Frage zu klären: Wie kommt es, daß die Revolution wie nach eisernem Naturgesetz ausbrechen und einen so furchtbar zerstörenden Verlauf nehmen mußte? Die Stränge hielten, so lange die halb verthierete Bauerstamme in Frankreich in dem althergebrachten Bahn besangen blieb: ihr Loos sei nun einmal Schicksalsbestimmung, es könne für sie keine andere Existenz geben als ihr Elend. So wie diese Köpfe anfangen zu denken, mußte das ganze Staats- und Gesellschaftsgebäude bis auf den letzten Stein weggrastet werden. Von furchtbar erschütterndem Eindruck ist nach dieser Richtung die Prophezeiung, mit welcher der Band 1 von Taine abbricht. Er läßt den bekannten Kritiker und Literaturhistoriker La Harpe reden: Wir waren im Anfang des Jahres 1788 eine zahlreiche gemischte Gesellschaft bei einem Collegen von der Akademie, der ein großer Herr und geistreicher Kopf war, zu Mittag versammelt und hatten äppig gespeist. Man erging sich wie gewohnt in leicht hingeworfenen Witzreden über die Zustände des Landes und die Aussichten der nächsten Zukunft, und alle sahen lachend auch einem allensfalls folgenden Ausbruch entgegen. Da erhebt sich langsam und ernst Cazotte, ein Aluminat, und wendet sich an die Gesellschaft wie folgt: Meine Herren und Damen, wissen Sie, was auf uns wartet? Sie, mein Herr — enden auf der Guillotine; Sie, schöne Dame — auf der Guillotine; Sie, Verehrtester — öffnen sich die Wern; Sie, reicher Herr — irren ohne Brod in der Fremde, und Sie, La Harpe — werden im Schrecken dieser Dinge ein Christ. — Man weiß, wie bald die furchtbare Prophezeiung dämonische Wahrheit geworden.

So macht sich das einschneidende Bild des alten Frankreich, und so erklärt sich die unerläßliche Nothwendigkeit und die magische Gewalt der Revolution.

Wir leben dato in einer Zeit, da die Literatur sich verzettelt und verflattert; sie produziert kolossal viel, weil viel verbraucht wird; aber eine Masse von Kräften und Erzeugnissen gehn in feuilletonistischen Detailstrebungen auf oder arbeiten für die momentane Zehrung des Zeitungs- und Leihbibliotheken-Leserpublikums. Das mag Alles recht nett und unterhaltend sein; wir geben gar den Vortheil zu, daß diese Weise Viele zum Lesen bringt, die es auf ausdauernderem Wege nicht thun würden; aber es hat auch eine verderbende Seite an sich. Die raschlebige und leichtfüßige Manier ist wohl gut die Launen und Neigungen des Augenblicks, nicht aber unsere tiefer gründenden Bedürfnisse zu befriedigen; der Geist wird verflacht, und wirklich grundlegende Werke erscheinen im Verhältnisse zu der Massenproduktion sehr wenige, weil ihnen das leicht und geistreich spielende essay den Platz versperret. Daß dabei nur die Oberflächlichkeit gewinnen kann, ist klar. Rasch und möglichst mühelos so weit in Alles eingeführt werden, um wenigstens in salonfähigen Phrasen sich darüber ergehen zu können, ist ohne allen Zweifel eine eben so krankhafte Sucht geworden wie die, möglichst schnell und ohne Arbeit reich zu werden. Geister von ernsterem Kaliber sollten es als ihre Mission betrachten, jener Manie mit Wucht entgegenzutreten. So wenig wir es dürfen geschehen lassen, daß die Poesie in der Novelle sich zerpfände, eben so wenig darf die strenge Geschichtschreibung durch die Anekdote und den Journalartikel, durch die Plaudereien über kleinliche Einzelfragen und leichtgeschürzte Situations- oder Intérieurbildchen den Platz okkupiren lassen. In diesem tieferen Sinn arbeitet unstreitig Taine's Werk, das eine gewichtige kulturgeschichtliche Mission ausfüllt, und es ist gar sehr zu wünschen, daß dieses Buch unter uns Deutschen, die wir so ziemlich wahllos Alles durchstöbern und auch Alles übersehen, denkende Leser finde. Die Lektionen, die es gibt, ohne auch nur ein einziges Mal zu dogmatifiren oder moralifiren, sind gewaltig, die Einblicke lichtvoll.

Die Nibelungendichtung der Neuzeit.

Von Reinhold Bechstein.

Eine anziehende und lohnende Aufgabe würde es sein, einmal die deutsche Dichtung der Neuzeit im Zusammenhange nach den Stoffen zu betrachten, welche uns die Dichtung, insbesondere die deutsche Dichtung des Mittelalters dargeboten hat. Keineswegs würde sich eine solche Betrachtung, wie es auf den ersten Blick erscheinen mag, auf die Periode der sogenannten romantischen Schule beschränken, sondern viel weiter zurück reicht die Wiederbelebung der mittelalterlichen Poesie, und bis in unsere eigenen Tage erstreckt sich die erneute Aneignung schon benutzter Vorwürfe. Heinrich Kurz hat bekanntlich in seinem großen Werke über die Geschichte unserer Literatur innerhalb der einzelnen Zeitabschnitte sowie unter den einzelnen Gattungen die dichterischen Leistungen auch nach den Stoffen geordnet und besprochen. Was hier nur angedeutet ist und für den Zweck der übersichtlichen Darstellung zugleich als eine praktische Maßnahme erscheint, müßte weiter ausgeführt und unter einen höheren wissenschaftlichen Gesichtspunkt gebracht werden.

Zwei Stoffe aus der mittelalterlichen Welt sind es vor allen, die unsere Poeten der Neuzeit mit entschiedener Vorliebe erfaßt haben: die Nibelungen und der Tristan. Der erste ist ein vaterländischer Stoff, der hehrste und gewaltigste, den uns die eigene Vorzeit überlieferte, gegen den der zweite in den Schatten treten muß. Wenn aber auch die Tristanfage auf fremdem Boden erwachsen ist^{*)}, wenn erst französische Dichtungen unsere heimischen Dichter anregen mußten, die Mär von Tristan und Isolde auch in deutscher Zunge zu verkünden, so hat doch im Laufe der Zeit das fremde Gut die Geltung heimischen Besitzes gewonnen. Auch dem Deutschen wurden Tristan und Isolde bekannt und vertraut wie Gestalten der heimischen Sagenwelt. Für die Dichtung der Neuzeit ist die Tristanfage schon um deswillen kein ganz fremder Stoff mehr, weil sie in deutschen Epen des Mittelalters niedergelegt ist, welche dann unsern Dichtern zur Quelle dienten. Auch tritt ihr Inhalt nicht durchaus in einen Gegensatz zu unserer völlig veränderten Weltanschauung.

Würden somit die Nibelungenfage und die Tristanfage nicht eigentlich schroff einander gegenüber stehen wegen ihrer verschiedenen Heimath, so läßt sich doch nicht leugnen, daß der fremde Schauplatz in der Tristanerzählung immer daran erinnert, daß sie nicht unser volles Eigenthum ist. Aber dies allein ist nicht maßgebend für den Vorzug, den das Nibelungenlied in neuerer Zeit unter uns gefunden. Es ist doch zugleich auch die tragische Großartigkeit der Nibelungenfage und in ihr der Untergang eines ganzen Geschlechts, die verderbenbringende Gewalt des Bösen, was dieser Dichtung den Vorrang selbst vor dem so blendend schönen Meisterwerke Gottfried's von Straßburg sichert. Und eben das nationale Element und mit ihm die großartige Fabel haben auch die Dichter der Neuzeit in höherem Maße angereizt, als es die Tristanerzählung vermochte, der wir doch auch reiche Poesie und tragische Größe zugestehen müssen. Gegenüber der neuen

^{*)} Soweit wir literargegeschichtliche Kunde haben, ist uns die Tristanfage von außen vermittelt worden. Simrod's Ansicht, daß die Tristanfage uraltes deutsches Eigenthum sei, wird erst wissenschaftlich zu beweisen sein.

Ribelungendichtung sind es der Versuche, die Tristanage für unsere Zeit dichterisch neu zu beleben, beträchtlich weniger.

Thatsächlich hat es nun allerdings die moderne Riblungendichtung mit zwei scharf gesonderten, inhaltlich und charakteristisch verschiedenen Sagentraditionen zu thun, ohne daß wir eine literargeschichtliche Scheidung vornehmen können. Ob die Poeten dem Nationalepos, wie es uns die mittelhochdeutsche Periode überliefert hat, oder der mythischen Sagenwelt des Nordens folgen, ist für die Gesamtbetrachtung kein Unterschied; es ist jede Behandlung des einen oder des andern Stoffes unter die Riblungendichtung der Neuzeit zu rechnen, zumal die Dichter sich auch öfters der beiderseitigen Uebersieferungen zugleich und gemischt bedienen.

In der Tristanage finden sich ebenfalls verschiedene Traditionen, aber ihre Abweichungen sind nicht wesentlich, sie bieten uns nur kleine Variationen. Somit beruht ein Theil der neuen Riblungendichtung auch auf einer zunächst fremden Quelle, und diese doppelte Vorlage mußte zur Bereicherung dieses Literaturkreises beitragen.

Wir persönlich hat es nahe gelegen, die deutsche Tristanichtung der Neuzeit einer zusammenfassenden Betrachtung zu unterwerfen. Zunächst allerdings dachte ich nicht an eine auszuarbeitende Monographie, sondern zu eigener Belehrung verschaffte ich mir die Kenntniß oder den Besitz der ziemlich zahlreichen Stücke. Als aber dann meine Tristan-Ausgabe fertig war, schritt ich doch zur Ausarbeitung, die nach dieser streng wissenschaftlichen Beschäftigung und inmitten der Amtsgeschäfte eine Erholung gewährte.*) Lediglich literarhistorisch gestaltete sich aber meine Arbeit nicht. Neben der unumgänglichen ästhetischen Kritik hatte ich doch hauptsächlich die Vergleichung der neuen Versuche mit den alten Quellen im Auge. Diese zugleich einigermaßen philologische Haltung des Buches hat es umfangreicher werden lassen müssen, als es eine nur literargeschichtliche Betrachtung gefordert hätte. Ich glaube wohl, daß mein kleines Buch doch Manchem zu breit und ausführlich erscheinen mag, allein ich darf für die genauere Besprechung des Einzelnen gewiß das geltend machen, daß dadurch auch ein Bild der verschiedenen Erscheinungen gewonnen wird.

Eine solch zusammenfassende und eingehende Monographie, wie ich sie für die neue Tristanichtung geliefert habe, existirt von der neuen Riblungendichtung nicht. Ich glaube auch nicht, daß sie, wenigstens fürs erste, auch gerathen wäre. Nicht daß der Gegenstand des Reizes entbehrte oder daß es einem Literarhistoriker nicht möglich wäre, der Aufgabe zu genügen, sondern die Uebersülle des Stoffes würde bei ausführlicher Behandlung ein so umfangreiches Werk entstehen lassen, daß ihm schwerlich die Gunst eines ausgedehnten Leserkreises zu Theil werden könnte. Aber nicht allein durch die reichere Produktion auf diesem Gebiete müßte ein solches Werk zu einem beträchtlichen Umfange gelangen, sondern auch die Verschiedenheit der benutzten Quellen würde genauere Auseinandersetzungen unbedingt nöthig machen. Und ein äußerliches kommt noch dazu. Die Tristanepen der Neuzeit sind entweder Fragmente oder Fortsetzungen zu Gottfried von Straßburg. Am umfangreichsten ist noch Immermann's unvollendetes Gedicht, die andern Bruchstücke sind alle sehr kurz. Die neuen Riblungenerzählungen sind zum Theil weit ausgedehnt. Jordan's Epos z. B. ist räumlich größer als die ganze Tristan-epik der Neuzeit zusammengenommen. Später, wenn erst überhaupt für unsere neuzeitliche Literatur eine mehr wissenschaftliche Behandlungsweise gewonnen und wenn zugleich der Sinn für derartige Studien gewachsen ist, wird nicht allein eine große Monographie über unsere neue Riblungendichtung gewagt werden können, sondern sie muß selbst als Bedürfniß empfunden werden.

Hat es mir für meine kleine Schrift über die Tristanichtung der Neuzeit schon Mühe gekostet, aller Erscheinungen, namentlich der nicht selbstständig erschienenen, sondern in Sammlungen und Zeitschriften verstreuten, habhaft zu werden, so wird dies für die

*) In der Einleitung zur 2. Auflage meiner Ausgabe wies ich darauf hin, daß ich mir eine Monographie vorgenommen habe unter dem Titel „Tristan und Isolde in deutschen Dichtungen der Neuzeit“. Das Buch ist vor Kurzem bei W. G. Teubner in Leipzig erschienen.

künftige Nibelungenmonographie noch viel schwieriger sein. Wie sehr lassen unsere öffentlichen Bibliotheken im Stich, wenn es das Gebiet der schöngeistigen Literatur betrifft! Vieles ist uns bis jetzt nur bibliographisch bekannt, anderes mag auch noch bei Durchmusterung der periodischen Literatur als völlig neu zu Tage treten.

Wird uns also erst die Zukunft eine umfassende und erschöpfende Würdigung unserer modernen Nibelungendichtung bringen, so haben wir in der allerjüngsten Zeit schon drei, beziehungsweise vier kleinere Schriften erhalten, welche diesem Gegenstande von verschiedenen Gesichtspunkten aus ihre Betrachtung widmen. Sie berühren sich natürlich vielfach, aber weder in der größeren oder geringeren Ausführlichkeit bei Betrachtung des Einzelnen, noch in den Auffassungen und Urtheilen stimmen sie immer zusammen. An der Hand dieser Schriften beabsichtige ich einen Ueberblick über die neue Nibelungendichtung zu geben. Zunächst aber werde ich diese Bücher selbst nach ihrem Gehaltinhalte zu charakterisiren suchen.

Zu diesen Schriften gehört aber nicht etwa die Abhandlung von Dr. Georg Reinhard Röpe über die moderne Nibelungendichtung mit besonderer Rücksicht auf Heibel, Hebbel und Jordan; denn dieses Buch ist schon 1869 erschienen und hat sich auch monographisch auf die genannten Dichter der jüngsten Zeit beschränkt.*)

Die erste in Betracht kommende Arbeit ist eine gekrönte Preisschrift aus dem vorigen Jahre von Dr. Ernst Koch, von demselben Gelehrten, dem wir eine sehr gediegene Abhandlung über die Nibelungensage verdanken.**)

Beiseitig, aber durchaus nicht allgemein, ist es bekannt geworden, daß das Direktorium des allgemeinen deutschen Musikvereins im Januar 1873 ein Preisaus schreiben erließ, in welchem eine abhandelnde populärgelehrte Schrift über Wagner's Nibelungendichtung (Dichtung, nicht Oper) gewünscht wurde. Das Direktorium ging von der Voraussetzung aus, daß die in Bayreuth bevorstehenden Aufführungen von Richard Wagner's großem Bühnenfestspiel „Der Ring des Nibelungen“ allen Freunden der Kunst Anlaß gäben, sich mit der bereits vorliegenden Dichtung dieses Dramas näher bekannt zu machen. Um auch seinerseits das volle Verhältniß derselben im Kreise der Mitglieder des allgemeinen deutschen Musikvereins und weit darüber hinaus nach Kräften zu fördern, habe das Direktorium sich entschlossen, einen Preis für eine Schrift auszusprechen, die Folgendes enthalten solle:

1) Eine kurze übersichtliche und interessante Darstellung (Wiedererzählung) der altgermanischen Mythen und Sagen, aus welchen die Wagner'sche Nibelungen-Tetralogie hervorgewachsen ist. Mit Ausschcheidung alles hier Unwesentlichen muß diese Erzählung gleichwohl in sich vollständig und auch für alle jene Leser faßlich sein, bei denen eine Kenntniß der Quellen, der altnordischen und altdeutschen Mythen und Sagen, nicht vorauszusetzen ist.

2) Einen kurzen, aber vollständigen Nachweis der Behandlung dieses Sagenstoffes in der deutschen Poesie, wie in der nachherzählenden prosaischen Literatur, bis auf unsere Zeit.

3) Eine anziehende Wiedererzählung des Inhalts der dramatischen Dichtung Richard Wagner's, so daß sich das Verhältniß dieses Gedichtes zum Sagenstoff und zu den früheren poetischen Bearbeitungen desselben zwanglos ergibt. In dieser Erzählung sind eigene poetische Formen zu vermeiden, wörtliche Anführungen aus Wagner's „Ring des Nibelungen“ zum Zweck einer lebendigeren Darstellung dagegen nicht ausgeschlossen.

Preisrichter waren die Germanisten Professor Karl Simrock in Bonn und Professor

*) Zuerst erschien von Röpe im Programm der Realschule in Hamburg vom Jahr 1865 eine Abhandlung über die dramatische Behandlung der Nibelungensage in Hebbel's Nibelungen und Heibel's Brautbild, dann ebenfalls in einem Hamburger Programm vom Jahre 1866 eine Abhandlung über die epische Neuichtung der Nibelungensage in Wilhelm Jordan's Nibelungen, und schließlich folgte das zusammenfassende Buch (Hamburg 1869, D. Weigner).

***) Ueber die Sage von den Nibelungen“ im Programm der königlichen Landesschule zu Grimma, Michaelis 1868; dann in zweiter Auflage als Buch: „Die Nibelungensage nach ihren ältesten Ueberlieferungen erzählt und kritisch untersucht.“ (Grimma 1872, Gustav Benzel).

Moriz Seyne in Basel und der Professor der klassischen Philologie Friedrich Niepse in Basel, der sich bereits als begeisterter Anhänger Wagner's kundgegeben hat.

Daß der Verfasser einer solchen Preisschrift auch für Wagner und sein Werk gestimmt sein mußte, war schon durch die Fassung des Ausschreibens bedingt. Eine tabelnde Kritik, und wenn sie noch so objectiv verfuhr, hätte den besten Bewerber um den Preis gebracht. Insofern nur die Wiedererzählung des Inhalts der dramatischen Dichtung Wagner's und die Darlegung ihrer Beziehungen zum Sagenstoff gefordert wurden, war allerdings das Lob des Dichters nicht unmittelbar vorausgesetzt, allein nach dem Geiste der Aufgabe hätte doch ein kühl referirender Autor nicht auf Weisfall rechnen können. Das Preisausschreiben bezweckte doch mit der Erläuterung des schwierigen Werkes zugleich auch die Verherrlichung des Dichters. Darum werden sich gewiß auch nur solche beworben haben, die sich mit der Absicht des Ausschreibens eins mußten. Die Aufgabe war in ihren beiden Theilen nicht ganz leicht; hier erforderte sie doch auch gelehrte Kenntnisse. Daß es unter den jungen Gelehrten auch solche gibt, die für Wagner schwärmen, läßt sich von vornherein annehmen, und so zweifelte ich keinen Augenblick, daß das Preisausschreiben auch entsprechend günstigen Erfolg haben und eine Abhandlung veranlassen werde, die über den nächsten Zweck hinausreichte und allgemein literarhistorische

Wichtigkeit erlangte. *Wann...*
 Im Stillen dachte ich mir auch Ernst Koch unter den Bewerbern und hegte die Ueberzeugung, daß, wenn er sich wirklich bewerbe, er auch wohl des Preises sicher sei. Der Erfolg hat mich nicht überrascht, aber doch erfreut.

Die Schrift wurde gedruckt und zunächst unter die Mitglieder des allgemeinen deutschen Musikvereins vertheilt. Sie erschien aber zugleich auch für weitere Kreise im Buchhandel.*) Seltsamer Weise ist sie von Seite der Kritik fast gar nicht beachtet worden, wenigstens sind mir nur äußerst wenige Besprechungen zu Gesicht gekommen.

Wir haben das Preisausschreiben nach seinem Wortlaute mitgetheilt und einige Worte über seine Tendenz angeknüpft: dadurch ist die Preisschrift von vornherein charakterisirt. Wie das Ausschreiben drei Theile feststellt, so zerfällt auch Koch's Arbeit in drei Abschnitte, von denen der letzte allerdings wieder in zwei Hälften zerlegt wurde.

Das erste Kapitel behandelt „die altnordische Sage von den Nibelungen“. Hier finden wir einen gedrängten und sehr geschickt geschriebenen Auszug aus dem schon genannten Werke über die Nibelungensage, auf welches der Verfasser auch verweist. Dann folgt: „die moderne Nibelungendichtung bis auf Wagner“. Das ist derjenige Abschnitt, der uns für unsere Betrachtung am meisten interessieren muß. Er ist im Hinblick auf den äußerst reichen Stoff sehr kurz gehalten, ganz wie es das Ausschreiben vorgezeichnete. Dieser Theil ist nur die Vorbereitung zu dem erreichten Ziele Wagner's. Die Ueberschrift, die Koch diesem Kapitel gegeben hat, läßt die Tendenz noch entschiedener hervortreten, als es die gestellte Aufgabe that. Thatsächlich entspricht die Ueberschrift nicht der Darstellung, denn Koch gedenkt auch solcher Nibelungendichtungen, die nach Wagner erschienen sind. Der letzte dritte Theil beschäftigt sich ausschließlich mit Wagner's Dichtung. Zunächst gibt der Verfasser im dritten Kapitel den „Inhalt der Wagner'schen Nibelungendichtung“, dem sich als viertes die „Charakteristik“ derselben anreicht. Am Schlusse bezeichnet Koch Wagner's Ring des Nibelungen nicht nur als eine der schönsten Neubearbeitungen des Nibelungensstoffes, sondern als eine Schöpfung von fähner Originalität, als ein gewaltiges Denkmal deutschen Dichtergeistes.

Nach Ernst Koch, aber von diesem durchaus unabhängig schrieb Hans von Wolzogen im 2. Decemberheft 1875 der von Dr. Bruno Meyer redigirten Zeitschrift „Deutsche Warte“ einen längeren Aufsatz „Ueber die poetische Verwerthung des Nibelungensstoffes“. Später veröffentlichte von Wolzogen ein ausgeführteres, von uns näher

*) Richard Wagner's Bühnenschauspiel Der Ring des Nibelungen in seinem Verhältnis zur alten Sage wie zur modernen Nibelungen-Dichtung betrachtet von Dr. Ernst Koch, Professor an der K. S. Fürstlich- und Landesbibliothek zu Grimma. Bekannte Preisschrift. Leipzig, Verlag von C. F. Kahnt. (Ohne Jahr, im vorigen Jahre 1875 erschienen). 33 Seiten 8.

zu betrachtendes Buch über den Nibelungenmythus in Sage und Literatur, so daß wir nur wenig über den genannten Auffaß zu sagen haben.

Hans von Wolzogen ist als treuer Anhänger Wagner's bekannt, und so zeigt er sich auch hier von dessen Nibelungendichtung im höchsten Maße eingenommen. Ebenso preift er Jordan's Leistung. Von den andern Nibelungendichtern nennt er nur wenige. Den größten Raum widmet er dem Mythus und seiner Deutung.

Wie verschieden auch Koch und von Wolzogen dem Gegenstande gerecht zu werden suchen, so finden sie doch ihre Vereinigung einerseits durch den Mythus als Grundlage und Ausgangspunkt, andererseits im Preise Wagner's. Wesentlich anders gestaltet ist die folgende Arbeit, eine Programmabhandlung von Carl Rehorn über „Die Nibelungen in der deutschen Poesie“ aus dem Anfang dieses Jahres.*) Hier bildet das deutsche Nibelungenlied den Mittelpunkt der Erörterung und literargeschichtlichen Ueberschau, der Mythus wird nur insoweit herangezogen, als er für die neue Dichtung maßgebend war. Rehorn gibt eigentlich eine Geschichte des Nibelungenliedes in unserer Poesie nach der Zeit seiner Entstehung in der vorliegenden Gestalt. Da sich an das Nibelungenlied so viel gelehrte Arbeit knüpfte, so berührt die Abhandlung zugleich das Gebiet der Geschichte der germanischen Philologie. Da ferner die Wiederbelebung des Nibelungenstoffes für die Poesie der Neuzeit bestimmten Richtungen des dichterischen Geschmades zu danken ist, so lag es für den Verfasser nahe, auch des Verhältnisses unserer Geistesheroen zu der altdeutschen Literatur zu gedenken, wenn sie auch nicht selbstthätig an der neuen Nibelungendichtung sich beteiligten oder wenn sie sich sogar ablehnend gegen sie verhielten.

Den Inhalt der einzelnen Kapitel anzugeben, würde zu weit führen. Am wichtigsten für die Geschichte der neuen Nibelungendichtung ist das 4. Kapitel, welches die Bearbeitungen im Allgemeinen chronologisch und summarisch aufführt, dann das 6. Kapitel, in welchem „die alte Nibelungensage und ihre moderne Weiterentwicklung“ besprochen wird. Hier werden die einzelnen hervorragenderen Erscheinungen einer genaueren kritischen Würdigung unterzogen. Richard Wagner's Bühnenfestspiel ist an den Schluß gestellt, aber der Verfasser äußert sich nur kurz über Inhalt und Charakter dieses Dramas und nicht ohne Tadel der Sagenbehandlung.

Die Arbeit Rehorn's verdient als sorgfame Forschung und als klare Darstellung, der auch die Wärme nicht fehlt, alles Lob. Im Einzelnen hätte sie vielleicht prägnanter gefaßt sein können.

Nach dieser Programmabhandlung wurde das schon kurz erwähnte Werk von Hans von Wolzogen im Buchhandel veröffentlicht.**) Es hat vielseitige Aehnlichkeit mit der Arbeit Koch's, es ist aber umfangreicher. Es macht fast den Eindruck, als sei es ebenfalls durch jenes Preisaus Schreiben veranlaßt; denn nicht nur der Inhalt entspricht im Großen und Ganzen den Bedingungen desselben, sondern auch die Stoffeinteilung. Allerdings ist der Besprechung der Wagner'schen Dichtung nicht eine so große Ausdehnung gegeben wie in Koch's Monographie, auch sind keine Stellen zur Belebung des Dargestellten eingestreut, aber Wagner bildet doch den Schluß, durch ihn ist das Höchste erreicht. Sodann hat der Verfasser, eben weil er der Dichtung Wagner's keinen besonderen Abschnitt widmete, nur zwei Theile, nicht drei, genommen, wie auch schon der Titel des Buches erkennen läßt. Zuerst wird „der Nibelungenmythus in den germanischen Sagen,“ nämlich die Mythen von der Götternoth, sowie „die Sagen von der Nibelungen und der Götter Ende besprochen“. Im zweiten Theile, „der Nibelungenmythus in der deutschen Literatur“ gibt der Verfasser zunächst eine kurze Aufzählung der nordischen Sagenquellen, dann folgt ein längerer Abschnitt „Deutsche Literatur“. Hier finden auch gelegentlich die

) Veröffentlicht in der Einladungsschrift zu der am 3., 4., 5. und 6. April 1876 stattfindenden öffentlichen Prüfung der Kaderschule (Realschule I. Ordnung und höhere Mädterschulen nebst Fortschulen) in Frankfurt am Main. (Progr. Nr. 322; (wird wohl auch in einem Separatdruck ausgegeben werden), S. 3—53, 4.

***) Der Nibelungenmythus in Sage und Literatur von Hans von Wolzogen. Berlin, Verlag von W. Weber. 1876. XVI u. 143 Seiten. 8.

germanistischen Bestrebungen ihre Würdigung. Auch werden die Uebersetzungen sowie die prosaischen Nacherzählungen der alten Dichtungen nicht außer Acht gelassen. Die Hauptsache aber in diesem Kapitel ist die Vorführung und kritische Besprechung der zahlreichen Versuche der Neudichtung.

Dem Buche Hans von Wolzogen's gereicht besonders die unverkennbare Begeisterung seines Verfassers für seinen Stoff und für Wagner zur Empfehlung. Damit ist natürlich auch eine gewisse leidenschaftliche Erregtheit im Urtheil verbunden, was das Buch formal interessanter macht als die objectiver gehaltene Darstellung Koch's. Daß der Verfasser nicht eigentlicher Fachmann ist, daß ihn der Nibelungenmythos und das Nibelungenlied nicht auf Wagner, sondern daß ihn Wagner umgekehrt auf den Nibelungenmythos führte, wird jeder verständige Leser nach kurzer Lectüre herausfühlen. Nichtsdestoweniger ist Hans von Wolzogen's Leistung als gelehrte Arbeit eines Dilettanten sehr anzuerkennen. Sie gibt in Folge des Subjectivismus des Verfassers auch Deutungen des Mythos, die zum mindesten als Anregungen auch dem Mythologen nicht ohne Interesse sein werden. Auch im literargeschichtlichen und bibliographischen Theile hat von Wolzogen recht fleißig geforscht, doch fehlt es nicht an Ungenauigkeiten, namentlich in den Jahreszahlen, wie wir es weber bei Koch noch bei Rehorn antreffen, obgleich auch bei diesen Berichtigungen nöthig sind. Das ästhetische Axiom von Wolzogen's „der Sage das Epos, dem Mythos das Drama“ (S. 93), welches an verschiedenen Stellen vorgebracht und beinahe als etwas Selbstverständliches hingestellt wird, hat sicher keinen Anspruch auf absolute Geltung, sondern kann nur je nach Umständen einmal zutreffend erfinden werden. Gerade das dramatische Element des Mythos hat sich im Laufe der Zeit zur Sage und zum Epos gestaltet und mit dem historischen Elemente vermählt. Dieses dramatische Element in der Sage und in einem älteren Epos zu erfassen, wird sich kein Dramatiker der Neuzeit versagen wollen. Mit solchen Theorien wie die von Wolzogen's wird der Poesie nicht aufgeholfen, und es wäre ein Unglück, wenn die Dichter sie praktisch befolgten. Mit den Mythen sind wir ohnehin schon auf dem besten Wege, wieder zur Allegorie und zu den Verirrungen der Popszeit zurückzukehren. Lassen wir den Dichtern die freie Wahl! Wie verschieden auch Epos und Drama getartet sind und wie verschieden ihre Grundbedingungen und Ziele, so wenig sind sie doch in allen Fällen a priori an den Stoff gebunden. Nicht die Tendenz, sondern die Ausführung macht den Dichter.

Vergleichen wir nun die drei Schriften, soweit sie die moderne Nibelungendichtung literargeschichtlich betrachten, so bieten sie der Natur der Sache gemäß im Großen und Ganzen das gleiche Material, im Einzelnen aber ist bald diese, bald jene Darstellung reichhaltiger. Wir gewinnen also durch die Vergleichung aller drei Versuche und durch die Zusammenstellung des Dargebotenen eine größere Vollständigkeit der betreffenden Literatur.

Einen Ueberblick über diese Literatur gedachte ich, wie bemerkt, zu geben. Sollte ich nun eine Aufzählung folgen lassen mit verbindenden Worten, vielleicht mit Raisonnement versehen, so würde ich nicht viel mehr bieten, als namentlich Rehorn gegeben hat. Mir scheint eine einfache bibliographische Zusammenstellung, nach den Jahren geordnet, den besten Ueberblick zu gewähren. Diejenigen Stücke, die der epischen Literatur angehören, werde ich mit E dicht hinter der Jahreszahl bezeichnen, die dramatischen mit D, damit das Auge leicht die betreffenden Gattungen zusammenfindet. Die epischen Stücke sind bedeutend in der Minorität. Ich werde mitunter eine größere Genauigkeit in den bibliographischen Angaben erstreben, als die drei Verfasser zu gewähren brauchten, soweit ich es eben vermag. Zugleich soll auf die Seitenzahlen der drei Schriften einfach verwiesen werden.*) Diese geben nun freilich im Einzelnen auch öfters nicht mehr als eine einfache Erwähnung, meist aber sind ihre Angaben auch ausgeführt und mit Beurtheilung verbunden, und da ist's nicht uninteressant zu sehen, wie die Verfasser in ihren Urtheilen zusammenstimmen oder von einander abweichen. Ich erleichtere also

*) K. — Koch; R. — Rehorn; v. W. — von Wolzogen.

denen, die dem Gegenstande erhöhtes Interesse schenken und sich mit nur einer der in Rede stehenden Abhandlungen nicht genügen lassen wollen, durch diese Verweise das Suchen.

Wie in der folgenden Zusammenstellung die epischen Stücke nicht von den dramatischen getrennt werden sollen, so läßt auch die Verschiedenheit der Quellen keine Scheidung zu, worauf schon aufmerksam gemacht ist. Einzelne Dichtungen sind mit aufgezählt, die streng genommen nicht zur neuen Hibelungenliteratur gehören, sich aber stofflich mit ihr berühren. Diese sind in Klammern eingeschlossen.

Bevor ich aber die Bibliographie gebe, erlaube ich mir, einige Bemerkungen noch vorauszusenden.

Einzelne Uebersetzungen des Hibelungenliedes haben schon den Charakter der eigentlichen Umbichtung. Solche Stücke sind trotzdem hier nicht mit aufgenommen, wie u. a. der hübsche Versuch von Ferdinand Raumann, aus dem Hibelungenlied eine Romanzenbüchlein zu gestalten (1866, Leipzig, Brockhaus. 2. Aufl. 1875, Wien, Rosner). Dagegen verdient doch Bodmer's Balladen und Tied's Umbichtung eingereicht zu werden. Wer sich über diese mehr selbständigen Uebersetzungen genauer orientiren will, sei auf Jarnde's Einleitung zu seiner Hibelungenlied-Ausgabe verwiesen.

Wie die Tristandichtung der Neuzeit mit einer Tristiantragödie des Hans Sachs anhebt, so steht auch dieser Dichter der Reformationszeit an der Spitze der modernen Hibelungendichtung. Er schrieb jenes Stück im Jahre 1553 und den „hörnen Seisrit“ im Jahre 1557 (nicht 1558, wie von Wolzogen, und nicht 1577, wie Koch angibt). Alle drei Verfasser gedanken dieses ersten Versuches, und bei ihnen herrscht eine seltene Uebereinstimmung des Urtheils, die sich sogar bis auf ein bestimmtes Wort erstreckt. Koch spricht über Hermann's dramatische Neubichtung des deutschen Hibelungenstoffes und sagt: es war seit dem „rohen“ längst vergessenen Versuche, den Hans Sachs der Oeffentlichkeit übergeben hatte, die erste. Später wird Hans Sachs' erster Versuch einer Dramatisirung des Hibelungenstoffes nochmals ein „roher“ genannt. Wenn Rehorn sagt, daß der hörene Seisfried (so ist der Name allerdings in der Nürnberger Besamtausgabe geschrieben) zu den „rohesten“ dramatischen Gedichten Hans Sachs' gehört, so ist der Ausdruck, weil er eine Vergleichung voraussetzt, zwar gemildert, aber man würde sich doch einer solchen Bezeichnung nicht bedienen, wenn man nicht die „Rohheit“ der Kunst an sich annähme. Und auch von Wolzogen sagt von dieser Tragödie, sie sei sehr „roh“ in Form und Behandlungsweise.

Nach den übereinstimmenden Urtheilen der Kenner gehört allerdings der Siegfried zu Hans Sachs' schwächsten dramatischen Schöpfungen, soweit es die Composition betrifft, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er nicht einer einzigen Quelle folgte, wie er sonst pflegte, sondern weil er verschiedene Uebersetzungen zugleich verworthen wollte. Die Quellenfrage ist übrigens bekanntlich noch gar nicht entgültig entschieden. Er hat auch dabei eine uns unbekante Quelle benutzt, da wir nicht annehmen dürfen, der Dichter habe, ganz gegen seine Gewohnheit, den Stoff nach eigenem Ermessen umgeformt. Zugestanden aber auch, daß eben dieses Stück gegen andere Dramen zurücksteht, so ist doch die Bezeichnung „roh“, weil sie einen Tadel einschließt, für dasselbe unangemessen. Hans Sachs ist als Dramatiker gar nicht roh; er scheint es nur, wenn wir ihn oberflächlich und von unserm heutigen Standpunkt aus betrachten und beurtheilen. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Dramatisirung gegebener epischer Stoffe in der damaligen Zeit noch durchaus sich dem epischen Gange der Handlung gefangen gab, und nicht schöne Gedanken in der Rede, sondern Handlung und nur Handlung erstrebte. Das rechte Epitheton statt „roh“ wäre in allen angeführten Stellen besser „einfach episch“ gewesen. In der Einfachheit, Kürze und Knappheit des Dialogs könnten sich unsere pathetischen und redseligen Dramatiker an Hans Sachs ein Beispiel nehmen.

Die an letzter Stelle angeführte Hibelungendichtung ist erst ganz vor Kurzem erschienen und daher auch noch nicht bei Rehorn und H. von Wolzogen berücksichtigt. Sie gehört zu den selteneren epischen Versuchen und enthält vorzugsweise Balladen. Stofflich schließt sie sich eng an das Hibelungenlied an. Sie eingehender zu beurtheilen, bietet sich vielleicht später einmal die Gelegenheit.

1557. D. Hans Sachs: Tragedie. Mit 17. Personen Der Hörnen Sewfriedt ein Son König Sigmundt im Niderlandt, und hat VII. Actus. Anno M.D.LVII. Jar. Am XIII. Tag Septemberis. Nürnberger Gesamtausgabe III. Buch, 2. Theil, Bl. 233.
R. 34. — R. 6. 30. — v. 23. 72.
1781. E. Johann Jacob Bodmer: Balladen: 1) Sibrids mordlicher Tod. 2) Die wahr-
sagenden Meerweiber. 3) Der Königinnen Jani im 2. Bändchen der altenglischen und alt-
schwäbischen Balladen (Järid), S. 150—178.
R. 25. — vgl. Sonnde Ent. LXVI.
1803. D. Friedrich Freiherr de la Motte Fouqué: Der gehörnte Siegfried in der
Schmiede, in Fr. Schlegel's Europa, 2. Band. 2. Stück, S. 82—87.
R. 27. 59. — v. 23. 50.
1804. E. Ludwig Tieck: Zwei Romangen: 1) Siegfried's Jugend. 2) Siegfried der Drachen-
tödtter, in den Gedichten (Dresden 1821), 1, 263 ff.
v. 23. 70.
- (1805). E. Ludwig Tieck: Erster Gesang (Avent. 1—3.) der projectirten Bearbeitung von „Das
Nibelungen Lied“. Erst nach Tieck's Tode von v. d. Hagen in seiner Germania 10 (1853),
S. 1—16 gedruckt.
v. 23. 79 (wo aber 1803 statt 1805 zu lesen ist). — vgl. Sonnde Ent. LXVII.
- [1806. D. Joh. N. v. Kalchberg: Attila, dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen. (Wraz) 8.
R. 27. — Kähler's Index verzeichnet 1803.]
1808. D. Fr. Freih. de la Motte Fouqué: Sigurd, der Schlangentödtter, ein Heldenpiel
in sechs Abentheuren. (Berlin.) 4^o
R. 26. — R. 27. 59. — v. 23. 50.
- [1808. D. Zacharias Werner: Attila, König der Hunnen in 5 Aufzügen. (Berlin) 8.
R. 27.]
1810. D. Fr. Freih. de la Motte Fouqué: Der Held des Nordens. (Berlin) 8. Drei Theile:
1) Sigurd der Schlangentödtter. 2) Sigurds Rache. Heldenpiel in sechs Abentheuren.
3) Aslauga, Heldenpiel in drei Abentheuren. Auch in den ausgewählten Werken, Aus-
gabe letzter Hand (Halle 1841).
R. 26. — v. 23. 50 ff.
1812. E. Ludwig Uhland: Siegfried's Schwert (Ballade) in der von Fouqué und Neumann
herausgegebenen Zeitschrift „die Musen“, unterzeichnet: Wolfer.
R. 22.
1819. D. Franz Rudolph Hermann: Die Nibelungen. (Leipzig.) Drei Theile: 1) Der
Nibelungen Hort. 2) Siegfried. 3) Chriemhildens Rache.
R. 24. — R. 28. 40. ff. — v. 23. 94 ff.
- 182.. (?) D. Amalie Louise von Dießhaber: Nibelungen (?).
R. 29 (nur erwähnt; vielleicht in ihrer unter dem Namen Amalie Louise herausgegebenen
Verfassen). (Braunschweig 1824?)
- 182.. (?) D. Wächter (Weit Weber?): Nibelungen (?).
R. 29 (nur erwähnt).
1821. D. Ferdinand Wächter: Brunhild, Trauerspiel in 5 Aufzügen. (Jena).
v. 23. 12.
1822. D. Johann B. Müller: Chriemhildens Rache, Trauerspiel in drei Abtheilungen mit
dem Chor, 1) der Schwur. 2) Mäbiger. 3) Chriemhildens Ende. (Heidelberg.) gr. 8.
R. 25. — R. 28. 41. — v. 23. 103.
1824. D. Karl Friedrich Eichhorn: Chriemhildens Rache. Ein Trauerspiel. Nach dem
Nibelungenliede bearbeitet.
R. 25. — R. 28. 42. — v. 23. 103.
1826. D. Johann August Christian Barnad: Siegfried's Tod. Trauerspiel in 4 Auf-
zügen. (Berlin.) gr. 12.
R. 25. — R. 28. — v. 23. 98.
- 183.. (?) D. August Kopysh: Chriemhild.
R. 29.
1834. D. Ernst Naupach: Der Nibelungen-Hort. Tragödie in fünf Aufzügen mit einem
Vorpiel. (Hamburg.) 8.
R. 26 ff. — R. 29. 43. — v. 23. 93 ff.
1835. E. Karl Simrod: Wieland der Schmied, auch erster Theil des Amelungenliedes im
Keinen Heldenbuch (Stuttgart 1843—49.) 8. (3. Auflage 1874).
v. 23. 84.]
1837. E. Hugo Hagedorff: Die Wäher vom hörnen Siegfried. Balladenkranz (19 Balladen)
nach dem Volksbuch. Nebst einem Anhange. (Zeitz) 8.
R. 29.
1839. D. Christian Wurm: Die Nibelungen. Siegfried's Tod. Eine romantische Tragödie
in 5 Akten. (Nürnberg) 8.
R. 29. — v. 23. 97.

1843. E. Guido Görres: Der hürnen Siegfried und sein Kampf mit dem Drachen, eine altteutsche Sage. Nebst einem Anhange über den Geist des germanischen Heidenthums und die Bedeutung seiner Heldensage für die Geschichte. (Mit 16 Lithographien nach W. Kaufbach). (Schaffhausen). 4.*
v. W. 97.
1844. E. Gustav Parrinus: Chriemhildens Rache. Nachergähl. (Edln und Nachen.) gr. 12.
R. 26. — v. W. 97 (als Drama erwähnt).
1849. D. Wilhelm Osterwald: Rüdiger von Bechslaren. Ein Trauerspiel. (Halle) 8.
R. 29. 47.
1853. D. Reinold Reimar: Kriemhildens Rache. Trauerspiel. (Hamburg.) 16.
R. 29. 43. — v. W. 110.
- 1853 (1863). D. Richard Wagner: Der Ring des Nibelungen, Bühnenfestspiel in drei Theilen mit einem Vorspiel: 1) Das Rheingold. 2) Die Walküre. 3) Siegfried. 4) Götterdämmerung. (Zuerst als Manuscript gedruckt, dann veröffentlicht 1862 (Leipzig 1863), nun auch im 5. und 6. Bande der gesammelten Schriften und Dichtungen von Richard Wagner (Leipzig 1872); daneben noch andere Ausgaben.
R. 40—47. S. 43 bis zum Schluß. — R. 25. 51 fg. — v. W. 120 bis zum Schluß.**)
1854. D. C. Herber: Die Nibelungen. Text zu der Oper von Heint. Ludw. Edm. Dorn.
R. 42. — v. W. 110 (1815 angegeben).
1856. [D. (Anonymus): Feste, Schauspiel aus der deutschen Heldensage. (Leipzig.) 8.
R. 47 (in einer Anmerkung.)]
1857. D. Emanuel Geibel: Brunhild. (Stuttgart. 2. Aufl. 1861.)
R. 43. fg. — R. 29. 49. — v. W. 95. fg.
1862. D. Friedrich Heibel: Die Nibelungen, ein deutsches Trauerspiel in drei Abtheilungen: 1) der gekürzte Siegfried. 2) Siegfried's Tod. 3) Kriemhild's Rache. (Hamburg. 3. Aufl. 1874.) 8.
R. 48. — R. 29. 44. — v. W. 100 fg.
1863. D. Robert Waldmüller: Brunhild. (Leipzig. Beckmann's Universalbibliothek 511). 2. Auflage 1874.
R. 43. — R. 29. 47 fg. — v. W. 104 fg.
1866. D. Wilhelm Hofäus: Kriemhild, Trauerspiel. (Paderborn.) 16.
R. 44. — R. 29 (wo aber Berlin 1866 angegeben ist). 45.
1866. D. Lothar Schend: Markgraf Rüdiger. Drama (Paderborn). 16.
R. 29. 46 (bei Heinrich Kurz ist der Dichter „Schend“ genannt).
1867. E. Wilhelm Wegener: Siegfried und Chriemhilde. (Brandenburg.) 8.
R. 44. — v. W. 112.
1867. E. Wilhelm Jordan: Nibelunge. 1. Lieb. Siegfriedsage. 2 Theile (Frankfurt a. M. Selbstverlag). gr. 8. 7. Auflage 1875.
R. 45 fg. — R. 46 fg. — v. W. 110 fg.
1870. D. Ludwig Ettmüller: Sigisfrid (wo erschienen?).
R. 43. — v. W. 112 (wo der Druckfehler Etmüller).
1874. E. Wilhelm Jordan: Nibelunge. 2. Lieb. Hildebrand's Heimkehr. 2 Theile. (Frankfurt a. M. Selbstverlag.) 8.
R. 43 fg. — R. 46 fg. — v. W. 116 fg.
1874. D. Reinhard Sigismund: Brynhilde, Tragödie in 5 Aufzügen. (Kudolfstadt.) 8.
D. Derselbe: Chriemhilde, Tragödie in 5 Aufzügen. (Kudolfstadt.) 8.
1875. D. Arnd: Kriemhild, Trauerspiel. Weimar 1874, dort aufgeführt (Leipzig, Wagner).
R. 43 (Weim.-Königsberg). — v. W. 112 (Kudolf-Königsberg.)
1875. D. Felix Dahn: Markgraf Rüdiger von Bechslaren. Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen (Leipzig.) 8.
R. 46.
1876. E. F. H. Feddersen: Nibelungenkranz. Balladen und Dichtungen. Zwei Abtheilungen: 1) Siegfried's Tod. 2) Chriemhild's Rache. (Hamburg.) 8.

*) Der Vollständigkeit wegen soll in dieser Zusammenstellung auch von dem Titel wissen hingewiesen werden auf das hundertfünfte Heft der „Nibelungen im Reich“ von Knauth und Grün. (Leipzig) 1843. 80. (2. Auflage 1853).

**) Die Zahl der Aufzüge und selbständig erschienenen Schriften über Wagner's Nibelungenoper ist schon beträchtlich. Sie sind zusammengefaßt in der jüngst herausgegebenen Schrift: Ueber die Dichtung der ersten Scene des „Rheingolds“ von Richard Wagner. Ein Beitrag zur Beurtheilung des Dichters von Edmund von Sagen (München, Roffer) 1876. gr. 8. 4 Marf. — Wenn für eine einzige Scene eine Schrift von 170 Seiten geliefert wird, so würde eine gleich ausführlich gehaltene Monographie über die gesamte Nibelungenepik der Neuzeit nach vielen Bänden zählen und einen ganzen Schrank füllen.

Adolf Wilbrandt's Glückswege.

Von E. Keller.

Der Leser hat ohne Zweifel etwas von dem großen Scandal gehört, den Adolf Wilbrandt's neuestes Stück, das fünfsächtige Lustspiel „die Wege des Glückes,“ hier in unserer lieben, von Scandal lebenden Kaiserstadt Wien gemacht hat. Trozdem möchte ich auch diesem Produkte gegenüber den ruhigen Gesichtspunkt wahren und von allen Parteimeinungen absehend, den rein literarischen Werth dieses Librettos zum berächtigten Ofenheim-Prozesse untersuchen. Es verbirgt sich in dem Titel des Stückes eine verhängnißvolle Wahrheit. Man kann sich nämlich bei einem großen Theil der in den letzten Jahren erschienenen Gedichte, Dramen u. s. w. der Wahrnehmung nicht entziehen, daß der seelische Feingehalt dieser Poesien immer geringer, das Austönen einer eigenthümlichen Empfindung immer seltener, dagegen alles Gewicht auf die Tadellosigkeit der Sprache — wie der bezeichnende Schneiderausdruck lautet — gelegt wird. Desto mehr aber verrathen diese neuesten Publicationen von einer gewissen unwillkürlichen Lyrik. Unbedacht und ahnungslos enthüllen die Autoren dem aufmerkzamern Beobachter ihr geheimstes Sinnen und Trachten, das auf nichts weniger als auf hohe idealische Zwecke, auf innere Vollendung, auf das Gediegene und Bedeutende gerichtet ist. Und so sagen auch die Wege des Glückes von Wilbrandt jedem, der zu lesen versteht, mit naiver Unbewußtheit, was Wilbrandt will und seit Jahren sucht und wenn nicht alle Anzeichen trügen, auch endlich erreicht hat, er hat sie gefunden — die Wege des Glückes.

Die Geistesanlagen Wilbrandt's sind durchaus beachtenswerth. Er imaginirt rasch und leicht, sein Gefühl ist beweglich, anschmiegsam, mehr lebhaft als warm, seine Form bequem, nicht ohne eine gewisse Anmuth, ja stellenweise nach außen bestechend. Ohne erfinderisch zu sein, fällt ihm eine Masse ein, und er gruppirt seine Figuren (eine Gestalt ist ihm bis jetzt nicht gelungen) mit unleugbarer Geschicklichkeit. Wilbrandt besitzt außerdem einen Bienenfleiß nicht nur im Aufnehmen, sondern auch im Schreiben der mannigfaltigsten Dinge. Diesen schätzbaren Gaben stehen andererseits mancherlei Hindernisse im Wege. Dahin gehört vor allem eine tüchtige Portion Philistrität, welche sich bei seinen Leistungen als geistige Nullität kund gibt. Er nicht ist im Stande wahre Mannesgröße zu fassen und sein Giordano Bruno z. B. ist ein armseliges blasirtes Geschöpf, sein Graf von Hammerstein bettelt, sein Volkstribun Gracchus ist eine gute ehrliche Haut und nichts weiter. Wilbrandt hat ferner eine Art Fabulstuck zu eigen, welcher indessen mit der Goethe'schen nur das Wort gemeinsam ist und die sich in ihrem innersten Wesen als bloße Geschwätzigkeit herausstellt, die erzählt um zu erzählen, nicht weil ihr im Erzählten ein Gedanke, eine tiefe Beobachtung, ein Welträthsel aufgegangen ist. Endlich wäre es schwer zu sagen, was Wilbrandt mit seinen sämtlichen Werken, die bereits eine stattliche Zahl von Bänden, so ziemlich einen halben Kopebue zählen mögen, eigentlich gefördert hat. Es spricht sich darin nichts aus, er legt keine Erfahrungen darin nieder, er schafft keine Typen, es ist

eben nur eine geschäftige Fertigkeit, wie etwa bei gewissen ehrfamen Familienvätern die Descendenz Jahr um Jahr regelmäßig wächst, nur daß die Generation, schwächlich und mit dem Keime des Todes in der Brust, keinen besonders erfreulichen Anblick bietet. Muben und Mädchen wie die Orgelpfeifen stehen in allen Größen da, nur pfeifen sie alle aus dem letzten Loch und nicht eines wird den Vater überleben. Wilbrandt hat bereits Alles gemacht. Zeitungsaufsätze und lyrische Gedichte, einen Roman, Novellen, ein Epos, Uebersetzungen. Vor etlichen Jahren begann er nicht ohne Glück sich auf die dramatische Blüete zu verlegen, dann kamen Lustspiele, Schauspiele, Trauerspiele, zahllos, endlos. Man konnte bei sämmtlichen Schriften Wilbrandt's die Frage aufwerfen: was will Wilbrandt? Da kam Wilbrandt nach Wien, da ereignete sich wenige Jahre nach seinem Aufenthalte daselbst der Prozeß Ofenheim, und nun weiß man auch was Wilbrandt will.

Daß er ein Ereigniß aus der unmittelbarsten Gegenwart, welches die Gemüther seiner Zeit aufs Leidenschaftlichste bewegte, zum Gegenstande seines neuesten Theaterstücks genommen hat, gereicht ihm gewiß zu keinem Vorwurf, ein großer Genius zeigt sich gerade bei Stoffen dieser Art in seinem vollsten Glanze. So hat Aeschylus den Perseus in großartigster Weise dramatisirt, so hat Lope de Vega den falschen Demetrius noch zur Zeit, als die politische Begebenheit sich in Rußland abspielte, in einem seiner ausgezeichnetsten Werke auf die Bühne gebracht; auch der Columbus desselben Autors (allerdings 100 Jahre nach der Entdeckung Amerikas geschrieben) hat unvergängliche Schönheiten, obwohl ihm ein ganz zeitgemäßes Thema zum Grunde liegt, und wessen Herz walt nicht in Entzücken auf bei den Herrlichkeiten von Shakespeare's Tragödie Heinrich VIII., die mit der Taufe der Königin Elisabeth schließt, welche von ihrer Voge aus wahrscheinlich der ersten Aufführung dieser ihrer Apothekse anwohnte. Wenn ferner Wilbrandt in diesem seinen Opus, welches er nunmehr auch hat drucken lassen (Verlag von L. Rosner in Wien), die Verächtlichkeit der Presse und der Geschwornen geißelt, so wird kein Wohldenkender ihm das zum Verbrechen machen. Ein Theil der Presse ist wirklich corruptirt und mancher Geschworne ist Geld und guten Worten nicht unzugänglich, ja vielleicht zu keiner Zeit hat des Tacitus Wort: nam corrumpere et corrumpi saeculum est so allgemeine Anwendung gefunden wie gegenwärtig. Aber freilich liegt in der Behandlung solcher Dinge auch der Schwerpunkt des ganzen Verfahrens. Was so ein rechter Poet ist, hat auch den rechten Ernst zu seiner Sache, und dieser rechte Ernst hat in der dramatischen Poesie nur zwei Gestalten. Entweder der Dichter stellt die Idee in ihrer ganzen siegenden Großheit hin und vernichtet den Gegensatz derselben, das Gemeine, durch das mächtigste erhabenste Pathos, oder er stellt die Sache auf den Kopf, das Niedrige und Erbärmliche feiert seine ausgelassensten Orgien und wir bleiben eben deswegen keinen Augenblick darüber im Zweifel, wo das Herz des Dichters ist. Eine dritte Behandlung ließ auch der Ofenheim-Prozeß nicht zu. Endweder die stahlgewappnete Melpomene mußte mit gewaltigem Rothurn die verfaulte bürgerliche Gesellschaft zu nichts zusammendrücken, oder in fröhlicher, zügelloser aristophanischer Komödie mußte der logos adikos in seinem Triumph über den logos dikaios sich selbst in seiner ganzen Verworfenheit und Niedertracht objectiviren.

Es ist der Mühe werth, den Weg zu verfolgen, den Wilbrandt eingeschlagen hat, denn es liegt darin ein unwillkürliches Selbstbekenntniß. Er macht ein Lustspiel daraus im modern-französischen Sinn, ein Nährstück, wie etwa die hiesigen Volkschriftsteller D. F. Berg oder Anton Langer eines bei dieser Gelegenheit fabricirt hätten. Ihm war es um nichts weiter zu thun, als wieder einmal auf die Bretter zu kommen und das Publikum mit etwas Biquantem zu unterhalten. Die Erfindung ist von einer erschreckenden Armuth und Magerkeit.

Auf der Wetter-Alm (es könnte eben so gut in einem Kurfalon oder auf einer Villa sein) treffen allerlei Bekannte und solche, die es werden sollen, mit einander zusammen. Da ist Kurt von Sarau, der sich um die Tochter des Justizministers bemüht, die jedoch aus Papas Pitaval eine besondere Zuneigung für Criminalverbrecher im großen Style gefaßt hat, den Juristen aber vom Schläge Kurt's, der eben daran ist, Staatsanwalts-Substitut zu werden, nicht besonders gewogen ist. Neben dieser Toni haben wir die ver-

wittwete Hermine Steinfurt, welche sagt, daß sie selbst einen Buckel heirathen würde, wenn nur eine Excellenz daran hänge, und die größte Kärrin von allen, Susanne von Meiningen, eine bei Venedig hundertmal dagewesene reiche Erbin, welche aber nicht wegen ihres Reichthums, den ihre Cousine und Freundin Hermine bei jeder Umarmung durch ein Ansehen wacker ausnützt, sondern wegen ihrer andern löblichen Qualitäten gern geheirathet werden möchte und daher beschließt, als armes Mädchen in der Stadt, als Fußmacherin, Postbedienstete, Telegraphistin und dergleichen Unterkunft zu suchen. Warum sie tief verschleiert von ihrer Besizung am Fuß der Wetter-Alm zu dieser emporgestiegen ist, läßt sich kaum recht einsehen, indeß wird hier überhaupt weniger mit Einsicht als mit Absicht gearbeitet. Und was sollte aus der ganzen Handlung werden, wenn sie nicht auf den Heuboden kröche, um dort von einem armen jungen Menschen, Namens Karl Wartenberg, gesehen zu werden. Dieser Karl ist ein Schriftsteller-Genie und so harmlos er im Beginn austritt und mit seinem Freunde Waldstein über Lebensglück philosophirt, so fängt er doch bald an, diesem Freunde fürchterlich zu werden. Diese Philosophie vom Lebensglück wird durch eine sehr hübsche Scene, die komischste der ganzen Piece, auf das reizendste illustriert. Schade nur, daß sie ein Doppel-Plagiat ist. Karl und Waldstein wetten auf ihren Führer Stephan, einen orginellen Kauz, der voll Albernheit und Weisheit steckt; Karl auf seine guten Gedanken, Waldstein auf seine Dummheiten. Jene hat Stephan vom Vater, diese von der Mutter, ganz wie der Baron in Scribe's Damentrieg, in dem eine zweifache Seele wohnt, die tapfere der Mutter und die feige des Vaters. Das Kreuzfeuer von Fragen, in welches Stephan über das Glück des Lebens dann genommen wird, ist wieder aus dem ersten Theile von Shakespeare's Heinrich IV entnommen, wo der Prinz und Poins sich einen ähnlichen Spaß mit dem Kellner machen; man sieht Wilbrandt ist nicht blöde.

Karl und Waldstein sind über das Ideal des Lebensglüces mit einander uneins. Karl will nichts erreichen, was er nicht dem eigenen Werth verbankt und, wie er nach Wilbrandt's bezeichnender Vorschrift „im schlichtesten Ton“ hinzufügt, lieber für eine gute Sache sterben, als einer schlechten dienen. Dagegen gibt es für Waldstein nur zwei Dinge auf Erden, die der Mühe werth sind, Geld und Macht. Er wird sie beide haben — man sieht den präsumtiven Ofenheim — denn kein Mittel ist ihm zu schlecht. Zint, mit beiden auf gutem Fuß, ist für alles Geniale und Großartige, und jede Schürze erregt ihm Sehnsucht und zaubert ihm eine neue Blume in sein Knopfloch. Da ist aber noch der abenteuerliche Graf Aurach, der von einem tollen Onkel ein Palais mit verrückten Bildern und wahnsinnigen Sammlungen, in welche alles Haarvermögen gesteckt wurde, und einen Strumpf mit 120 Gulden geerbt hat. Was damit thun, da unser Baron ein Lebemann ist mit einer Last von Schulden an alle Welt? Karl macht wie im Scherz ein Projekt. Aurach soll sich mit einem unternehmenden Kopfe verbinden, ihm das Palais überlassen. Der neue Eigenthümer „öffnet seine Salons, diese eröffnen ihm Credit,“ die Creditoren merken bald, daß der Besizer der verrückten Bilder selbst einen hellen Verstand hat, sie associiren sich mit ihm, er spendirt und gewinnt und „endlich, eines Morgens wacht er vor Vergnügen zwei Stunden früher auf und sagt: Hol' mich der Teufel, ich bin Millionär.“ Aurach und Waldstein nehmen den Vorichlag sehr ernst, das par nobile fratrum gibt sich gegenseitig zu erkennen und verständigt sich bald. Karl soll in die Dienste der Beiden treten, um mit seiner glänzenden Feder die Sache in den Zeitungen zu fördern, er weist es natürlich entrüstet zurück, Wilbrandt hat ganz andere Aspekte für ihn. So geht Alles auseinander: die Männer, die Frauen. Jedes will etwas im Leben fischen: einen Viehhaber, ein Amt, ein schönes Kind, eine Excellenz zum Mann, ein kolossales Vermögen, und übers Jahr auf der Wetter-Alm wollen und werden sie sich alle wieder finden.

Die Dialoge sind in einem wügelnden Tone geschrieben, wie Schauspieler und Waler ihn bei ihren gefelligen Zusammenkünften einzuhalten pflegen. Das tänzelt und tänzelt dahin, da heißt immer das folgende Wort gleichsam in den Schwanz des vorhergehenden, so daß Gewatter Schneider und Handschuhmacher, wenn sie dieses Fangballspiel mit leeren Redensarten wie: „Frühstücken Sie mit Gott — und mit Austern,“ hören, wirklich

meinen, etwas Geistreiches gehört zu haben.*) Und so kommen wir denn durch eine ganze Steeple-chase voll solcher Schwärmereien in ein Post-Bureau, wo Susanne richtig Telegraphistin geworden ist. Karl, seines Zeichens Buchdrucker, der sie verkleiert auf der Alm gesehen, verliebt sich in sie, ohne zu ahnen, daß die Telegraphistin dieselbe Person mit jener Dame ist. Um nur mit ihr zu sprechen gibt er allerlei lächerliche Telegramme an nicht existirende Personen bei ihr auf. Diese scurrile Wesen Wilbrandt's mag dieser beantworten und mit seiner Persönlichkeit bedenk, aber bei seiner Herzensdame das Telegramm aufgeben: „Wilhelmine von kräftigen Drillingen entbunden. Unser Glück so grenzenlos wie unser Mangel an Kinderwäsche“ — das möchte denn doch über den Spaß gehen! D. F. Berg, Nestroy, Kalisch allenfalls; wer aber als Mann der Gegenwart bereits seine Biographie zum Besten gegeben hat, der sollte, mein' ich, etwas mehr auf sich halten. Hermine ist so indiscret, nach Susannen überall mit deren Photographie suchen zu lassen, wieder ein Zug aus der wienerischen Fiaker-Muse! Waldstein, der endlich dahinter kommt und zugleich erfährt, über was für Schätze Susanne verfügt, beschließt sie zu heirathen, und da er eben Karl besuchscht hat, wie er auf dem Bureau, wo alle Welt ab und zu geht, seine Liebeserklärung machte, so tritt er vor, redet Susannen ein, Karl habe sie von der Alm aus wieder erkannt und werbe nur ihrer Reichthümer wegen um sie, und die Treßliche, der er eben einen Affront wegen zurückgebliebener telegraphischer Depeschen gemacht hat, glaubt ihm, das sei nur Verstellung gewesen, um ihren Charakter zu ergründen, findet Wohlgefallen an ihm, findet es auch an Karl, und weiß weder, wo ihr der Kopf, noch wo ihr das Herz steht. Waldstein aber hat richtig mit Aurach geschwindelet, den Handelsminister, der ihm noch widerstand, bei Nacht und Nebel von Fint anfallen und dann von Aurach retten lassen, so daß der Getäuschte in das Bauernpaar nun alles Vertrauen setzt und Waldstein der Eisenbahnkönig des Landes geworden ist. Um Susannen in größerer Nähe zu haben, läßt er ihr hochromantisches Unternehmen mit Angabe des Postbureaus, wo sie beschäftigt ist, in die Zeitungen setzen, wodurch sie wieder in die Salons zurück muß, wo er ihr weis macht, kein anderer als Karl habe die Notiz über sie verfaßt. Karl kommt dazu und wird wüthend; er beschließt blutige Rache zu nehmen, und auch Kurt, der inzwischen richtig Staatsanwalts-Substitut geworden ist, geht wie der Löwe in der heiligen Schrift herum, der da sucht wen er verschlinge. Er schnüffelt überall nach Waldstein und Aurach, er will durchschlagen wie Wilbrandt, hoffen wir, es wird ihm wie diesem gelingen. Schon ist er am Ziele seines Strebens. Waldstein hat sich in eine Speculation eingelassen, zu deren Deckung er Obligationen verwendete, die keinen regelmäßigen Cours hatten. Dahinter kommt der, wie man sieht, in seinem Vorgehen nicht sehr correcte Kurt von Sarau durch Privat-Erkundigungen bei Waldstein's von diesem tyrannisirten und deßhalb übel von ihm sprechenden Leuten. Auch ist er dadurch, daß er Karl gegen Waldstein's Verleumdungen bei Susannen in Schutz genommen, wieder seiner angebeteten Toni näher gerückt. Seine Worte, die er von Karl brauchte: „Auch ist er kein altes Weib“, das waren Worte die Toni so entzückten, daß sie ihm deßhalb die Hand drückte. Das wird mir keiner meiner Leser glauben, und doch ist's buchstäblich wahr. Solche Lächerlichkeiten hat bisher nur Paul Lindau seinen Frauenzimmerchen zugemuthet, aber Wilbrandt hat offenbar an dieser Weise Geschmack gefunden und seine in Rede stehende Novität beweist

*) Es ist unglücklich, welche Gattung von „Wipen“ und Wilbrandt in seinen Stücken anthut. Es sind Weibwepherzeugen erster Größe. So besieht z. B. Waldstein's Devise in dem frostigen Wortspiel: „Durch Verstand und Dienst zu Stand und Verdienst.“ — Einem Handelsagenten, der auf Waldstein's Kosten Wein trinkt, ruft er nach: „So wird das Geld anderer Leuten flüssig.“ — Eine Telegraphistin muß eigens ihre Korallenohrringe zeigen, damit gewiselt werden kann: „Es ist immer besser, daß eine junge Dame ihre Korallen, als ihre Krallen zeigt.“ — Ein Beamter bemerkt über einen Besucher des Postbureaus: „Erst am Brettschalter, jetzt am Depeschenschalter. Wie der mit seinem Gelde schaltert!“ — „Der Schuft ist ärgerlicher Weise entwischt!“ bemerkte Jemand. „Schade drum“, antwortet ein Anderer. „Sollte heißen: ist textlicher Weise entwischt.“ — „Index ergo cum sedebit“, glossirt ein Handelsagent: „Wenn der Richter nun sitzen wird —“ — Unsinn! Der Richter wird nicht sitzen. Der Verbrecher wird sitzen . . .“ Doch es wäre grausam, den Leser durch weitere Proben dieses unausstehlich öden Gewitzels zu peinigen. Es ist, um Selbstmordgedanken zu bekommen.

auch, daß er in diesem Punkte viel von Paul Lindau gelernt hat. Auch Karl erfüllt seine Drohungen gegen die Schwinbler. Er hat eine Broschüre gemacht, nicht größer als einen Druckbogen, mit der Aufschrift „Dineskuren“ als satirische Wandlung des Namens Dioskuren, die nicht wie das letztere Wort Söhne des Zeus, sondern Söhne des Würfels bedeutet, womit eben die darin auch genannten Waldstein und Kurach gemeint sind. Er zeigt den Bürgernabzug zuvor dem Juristen Kurt, der etliche Stellen blau anstreicht, weil dieselben so scharf seien, daß Karl darüber wegen Injurien ins Gefängniß müßte. Das ist schwer zu glauben! Ein solches Pamphlet, das Namen nennt, würde auch sonst eine Injurienklage zur unmittelbaren Folge haben. Karl beschließt die Stellen erst zu ändern (was er gleich thun könnte, aber dann müßte der Vorhang augenblicklich fallen und das Publikum könnte nach Hause gehen) begehrt aber dabei zwei Dinge, die kein Kind in seiner einfältigsten Einfalt thun würde, und die auch diesen einen Menschen, der bisher noch einen Funken von Verstand zeigte, zum Karren wie alle andern stempeln. Er posant seine Schrift mit dem ganzen Inhalt aus, noch bevor sie erschienen ist, in Gegenwart der beiden Angegriffenen und Fink's. Und was wird damit erzielt? Ei! zunächst eine Scene wie sie Paul Lindau's Professor Laurentius zum Besten gibt, wobei allen Anwesenden auf die Hühneraugen getreten wird. Dann aber vertraut Karl dem unzuverlässigen Fink, den er ganz und gar unter der Herrschaft seiner beiden Gegner weiß, das kostbare Büchlein an, auf dessen Titelblatt er schreibt: „Druck noch aufzuschieben“. Warum er das nicht selbst ausrichtet, da die Druckerei gegenüber sich befindet, oder Fink es mündlich bestellen heißt, warum er's nicht auf eine Karte und just auf seine Brandschrift, die er obendrein in ein offenes Couvert legt, schreibt, das ist nicht nur nicht anzusehen, das ist geradezu wahnsinnig. Aber freilich! jetzt nimmt Waldstein das Ding dem dummen Fink aus der Hand, ändert „noch“ in „nicht“, der Druck ist also nicht aufzuschieben, augenblicklich (um Mitternacht) ist der Bogen gedruckt, augenblicklich (um Mitternacht) kauft ihn Waldstein für schweres Geld und Karl wird ins Gefängniß geworfen. Aber um Mitternacht erscheint auch Kurt, um im Namen des Gesetzes Waldstein abzuführen — kurz eine sehr bewegte Schlußscene, erkaufte durch ein Raffinement in der Anhäufung von Ungehörigkeiten und Unmöglichkeiten, und die liebe Susanne steht wieder ratlos da. Wer von diesen beiden ist kein Komödiant? die Arme!

Ich habe oben die komischste Scene genannt, die ein Mixtum-Compositum von Scribe und Shafespeare war, ich komme jetzt zur rührendsten, ebenfalls einem Plagiat. Während Waldstein auf freiem Fuße belassen worden ist, kam Karl richtig auf drei Wochen in Arrest wegen Ehrenbeleidigung, verübt an Waldstein. Aber warum wartete man nicht, bis der Prozeß Waldstein's entschieden worden? Natürlich, weil wir sonst wieder eine rührende Kerker Scene verloren hätten. Sie ist in G. Freytag's Valentine längst dagewesen. Nur daß in der Valentine Georg wegen eines entehrenden Verbrechens hinterm Gitter sitzt, während uns hier eine Komödie vorgemacht wird. Wir sehen also, wie dem armen Karl zum Abendmahl eine nichtswürdige Bettelsuppe und ein niederträchtiges Stück schwarzes Brot vorgesetzt wird. Und dazu kommt Susanne, die längst sich auf Karl's Seite geschlagen hat, zu der Zeit, wo eben Waldstein vor den Geschworenen steht. Sie ist sehr gefühlsvoll und tugendhaft, und da sie gute Menschen gern essen sieht (so steht wahrhaftig gedruckt!), so setzt sie sich bei ihm nieder und ißt ein Stück vom schwarzen Brote. Was sie zusammen wollen? O nichts! er wird nur jetzt eine neue Flugschrift machen und sie ihr dann auf ihr Gut am Fuß der Wetter-Alm bringen. Man hört schallende Musik, Waldstein ist eben freigesprochen worden, Karl aber muß brummen. Nun, auch seine Bettelsuppen mit schwarzem Brot haben ein Ende. Er kommt zu Susannen, er will sie zur Frau. Sie ist noch immer mißtrauisch, er soll ihr Freund bleiben, er soll fleißig kommen, sie macht sich aus dem Gerede der Welt nichts, und das sagt sie mit einem Blick in einem Ton! Aber Karl geht nicht auf den Veim, er will sie zur Frau. Das wirkt! Und nun wird sie ihm wohl in die Arme fallen? O beileibe nicht! Sie fragt ihn so nebenbei, ob er telegraphiren könne; er kanns, der Glückliche! Sie hat sich, damit der fänste Akt orginell ausgehe, einen Telegraphen-Apparat angeschafft und entfernt sich. Waldstein kommt, um Susanne's Entscheidung zu vernehmen,

da kündigt der arbeitende Telegraph ein kommendes Telegramm an, Karl rasch hinzu. Susanne telegraphirt ihm, daß sie ihm gut sei. Dann kommt sie, weist Waldstein kalt ab und nimmt Karl's Hand; Kurt bekommt seine Toni. Der Handelsminister demissionirt, Waldstein hat in Bestechungen an Zeitungen und Geschworenen sein Vermögen verloren, er wird von vorn beginnen, Kurt wird Staatsanwalt.

Nun hätten wirs also heraus, was Adolf Wilbrandt mit seiner Masse- und Duzendproduktion will. Also spricht Zink zu Karl: „Was du geleistet! Genialer Karl! Deine neue Flugschrift — göttlich. In der Stadt liest sie Alles. Alle Kaffeehauskellner, alle Halerkutscher lesen sie; und die Gräfinnen und die Excellenzen.“ Also: Alles in der Stadt liest die Wege des Glücks oder möchte sie doch des lieben Skandals wegen lesen. Fügen wir hinzu: Alles in der Stadt Wien. Außerhalb Wien müßte das Ding langweilen. Wie nennt doch Karl seine Dineskuren? „Sie sind ein Schmarren, Kurt! müssen warm in die Welt oder gar nicht!“ Ein Schmarren! Wer kennt das Wort außerhalb Wiens? Wer versteht Kurt's Antwort darauf: „Dieser Schmarren ist bei einem göttlichen Feuer gebacken, Hornfeuer und Begeisterungsfeuer!“ Der Wiener ist sehr unhöflich, wenn er etwas einen Schmarren nennt. Rennen wir Wilbrandt's sämtliche Werke Fuderbäder-Arbeiten, rasch aus den verschiedenen süßlichen Ingredienzien zusammengesnetet, rasch an die Flamme gestellt und wieder weggesetzt. Wer „die Wege des Glückes“ in Berlin aufführen wollte, der müßte sie wie eine Wienerische Poffe erst localisiren lassen. Aber hier in Wien hat Wilbrandt einen Schuß ins Schwarze gethan. Er hat Fortüne gemacht. Nicht bei den Wienern; denn diese haben wohl ihre „Hex“, wie sie den Skandal nennen, lieben aber den Hexmacher nicht. Bei Hofe jedoch steht jetzt Wilbrandt obenan. Er hat sich ganz den Anschauungen des Hofes bezüglich des Prozesses Ofenheim anbequemt, der den Staatsanwalt decorirte und den Handelsminister absetzte. So wurde denn auch das Nachwerk am Hofburgtheater aufgeführt und zwar vortrefflich, da sämtliche Rollen den einzelnen Schauspielern, um abermals den ganz treffenden Schneiderausdruck zu gebrauchen, auf den Leib geschrieben sind. Das ist eigentlich ein schwere Calamität und der Ruin der dramatischen Darstellungskunst. Denn dadurch verliert der Schauspieler allmählig die Grundlage seiner Kunst, die Fähigkeit aus sich herauszutreten, und gute Dramen, welche dies von ihm fordern, werden mit der Zeit als unbrauchbar zurückgewiesen werden. Wilbrandt aber scheint jedenfalls in eine neue Phase seiner schriftstellerischen Thätigkeit getreten zu sein. Während er früher noch einige Achtung vor sich selbst hatte und in die Fußtapfen seines Freundes Paul Heyse trat, dem er in mancher hübschen Novelle glücklich nachahmte, hat er sich jetzt einen etwas profanern Paul zum Leitstern genommen, die Wege des Glückes sind richtiger die Wege Paul Lindau's. Dem Kritiker muß genügen, dies so weit es möglich ist, nachgewiesen zu haben, und da er weiß, daß es vergeblich sein würde, von solchen Wegen des Glückes abzumahnern, so läßt er nun Adolf Wilbrandt — seiner Wege gehen.

Wulver's letzte Romane.

Von Hieronymus Kern.

Ein bedeutender Mensch scheidet vom Leben wie ein Vogel vom Aste aufliegt: noch eine geraume Weile nach seinem Entschwinden zittert die Stelle, die er verlassen hat, in lebhafter Bewegung nach.

Zu solchem Fortschwingen mit dauernder Nachwirkung gehört schon selbständige Kraft. Wie Viele, die ihre Federn geräuschvoll sträubten, als sie noch auf dem schwankenden Lebensast saßen, und dort gewaltigen Lärm verführten, lassen die Stelle, die sie einnahmen, zurück, ohne daß sie deshalb in Bewegung gerathen wäre. Sie haben sich nicht fortgeschwungen, sie sind nur heruntergefallen.

Man kann Edward Lytton Bulwer nicht zu den Letzteren zählen, auch wenn seine Nachlaß-Romane, von denen der wahrscheinlich den Schluß bildende „Pausanias der Spartaner“ erst vor wenigen Wochen erschien (die Uebersetzung in Hartleben's Verlag), nicht die Illusion erregten, daß der Autor noch immer in lebendiger actuellem Bethätigung zu seiner Zeit spräche, denn Bulwer war einer der bedeutendsten Menschen, insofern sich ein solcher auf Grundlage der Erziehung, die England seinen Söhnen im günstigsten Falle zu geben vermag, und ohne ein Genie zu sein, nur immer herausbilden kann. Dennoch werden seine Leistungen, mit wie viel Talent und Geschick sie auch geschrieben sind und obgleich ihr Charakter der einer weltmännischen Bildung im höchsten Sinne ist, deren Aeußerungen sich als „Philosophie für die Welt“ sonst lange zu erhalten pflegen, einer früheren Vergänglichkeit anheimfallen als der Geist verdiente, der sie geschaffen hat. Den Werken wird von der Kunstgattung, der sie angehören, dies Schicksal bereitet. Denn dem Roman werden wie dem Schauspieler, auch wenn er zu den guten gehört, wenn er „den Besten seiner Zeit genug gethan“, von der Nachwelt keine Kränze geflochten.

Mehr aber als jede andere Produktion bemächtigt er sich dafür der Mittwelt, und der Autor beliebter Romane nimmt sich wie kein anderer Künstler seinen Lohn voraus. Bulwer war in Mode und die Zahl der Jahre, die der Nachwirkung des Geschiedenen entgegen, wird ersetzt durch die Zahl der Leser, die noch in seiner Gegenwart von ihm ergriffen wurden.

Ueber Romane sollten keine Rezensionen geschrieben werden, nur über ihre Leser. Romane gehören weniger in die Literatur- als in die Kulturgeschichte. Jede Art von Romanschriftstellern gibt es zu jeder Zeit, nur die Wirkung gerade der einen oder der anderen Art ist das besondere Moment einer bestimmten Zeit. Kennt man den „Werther“, oder „die neue Heloise“, so stellt sich der Erinnerung an den Inhalt auch sogleich die an den Charakter ihrer Epoche zur Seite. Allein auch minder berühmte, für den Geschmack und die Richtung ihres Zeitalters minder maßgebende Formen haben unabhängig von ihrem literarischen Werth oder Unwerth ihre eigene Kulturgeschichte. Welche anziehenden Ausschnitte aus dem modernen Gesellschaftsleben wären in der Beschreibung des Publikums und seiner Lebensformen und Ordnungen enthalten, welches in die Romane eines Cooper, James, Dumas, Paul de Kock verflocht war? „Vorüber, ihr Zeiten, vorüber!“

Und darum nannte ich in dieser Reihe absichtlich nicht Walter Scott, der noch lange nicht vorüber ist.

Haben wir nicht heute die Marlitt, deren Romane etwas Historisch-Bedeutendes, Wichtiges, Unvergänglichliches haben — in den Kreisen nämlich, in welchen sie gelesen werden?

Ein solches Publikum ist seinem Autor eine bestimmte Zeit lang gewissermaßen bedingungslos unterworfen. Es schöpft aus ihm sein Vergnügen, seine Weltanschauung und sogar eigenthümliche Charakterzüge, die es in das wirkliche Leben überträgt. Ein solches Publikum hatte Wulver etwa anderthalb Jahrzehnte lang, 1835 — 1850. Es bestand aus denselben Leuten wie von jeher das Publikum beliebter Romanschriftsteller, aus lesegerigeren Personen der halb und viertel gebildeten Stände und aus Kaufmannsdienern aller Art, die sich auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege einige historische Kenntnisse und einigen Einblick in weltmännisches Leben verschaffen wollen, hatte aber noch zwei Schichten von Theilnehmern mehr, die diesem Publikum besondere Nuancen verliehen: Gelehrte und gebildete Mädchen der sogenannten höheren Stände. Die ersteren wurden durch die in Rottos und Redepointen sich ausgebenden Citate aus der Literatur des Alterthums angezogen; die Mädchen aber genossen bei Wulver den Vortheil, sich ihrer Roman-Lectüre rühmen zu dürfen, statt sie verstecken zu müssen.

So brachte die Muse Wulver's Jedem eine Gabe und nur die nach wahrhaft dichterischen Wirkungen dürstende Seele ging wenig beschenkt nach Haus. Ein beliebter Romanschriftsteller zu werden, setzt jedenfalls eine Kunst voraus, die man in Deutschland von jeher in der Schriftstellerwelt sehr unterschätzt hat, wo man selbst auf diesem Gebiete lieber bedeutend als unterhaltend sein will: die Kunst, zu amustren. Stellten sich aber jene Leser ein, deren Empfänglichkeit für Unterhaltung, ohne daß sie sich es ästhetisch klar machen könnten, mit den Bedingungen der Dichtkunst überhaupt auf das Genaueste zusammenhängt, so staunten sie, daß so viel Geist und Geschmaç, Geschick und Eleganz und selbst Spannung der Conception die richtige Unterhaltung nicht bewirken konnten. Etwas fehlte und dieses Etwas war — der Dichter. Um dies theoretisch ershöpfend zu erläutern, gibt es nicht Papier genug in der Welt, die praktischen Beispiele zur Erklärung liegen aber an zwei anderen englischen Romanschreibern nahe. Sie bilden die denkbar größte Verschiedenheit an Erfindungen, Styl und Intentionen: Boz und George Eliot. Sie sind gar nicht mit einander zu vergleichen, ausgenommen in dem Einen Punkte, den sie gemeinsam besitzen und der Wulver fehlt: der Roman, der Blumenstrauß, den sie aus den Geschnissen dieser Welt zusammenbinden, ist für Jedermann vergnüglich zu schauen und zu riechen, für Denjenigen aber, der nicht zu aller Welt gehört, noch obendrein ein Selam.

Trotz der Wegrenztheit seines dichterischen Talentes stellte sich Wulver den Deutschen als ein Ideal dar: er war nämlich, was sie am höchsten schätzen, ein Gelehrter, und er war es in der Form, die sie im eigenen Lande vergebens suchen, ein eleganter und gewandter, weltmännischer und graziöser Gelehrter. Diese deutsche Schätzung war ihm wohl bekannt und er widmete aus Dankbarkeit einen seiner Romane der „Nation von Denkern“, zum Glück nicht denjenigen, der in Deutschland spielt und der unbedingt sein schlechtestes ist: „The Pilgrims of the Rhine“. Gerade bei Behandlung dessen, was dem Herkommen am meisten für Poesie gilt, deckt sich ihr Mangel am schreiendsten auf; Märchen und Sagen, in ihrer ewigen Ursprünglichkeit und Nacktheit immer erfrischend, erhalten durch falsche künstlerische Gewandung ein abgetragenes, schäbiges Aussehen. Im Uebrigen beruht jede von Wulver mit Absicht gesuchte Beziehung zu Deutschland auf einer schauerhaften Verwechslung gebildeter Reflexion mit philosophischem Genie, dessen Wesen ihm gänzlich unbekannt geblieben war.

So gartig sehen die Schranken eines Talentes sich in dem Augenblicke an, in welchem sie überflogen werden sollen, während sie sich zu einer ganz behaglichen Raumstätte zusammenfügen, wenn man innerhalb derselben sein Genüge findet. Wulver's dichterische Beschränktheit, wo er schöpferisch walten will, schließt einen Reichthum an poetischen Einfällen nicht aus, sondern ein. In dem Roman, in welchem er seine klassischen Liebhabereien und der Ausbeute seiner bezüglichen Studien vollen Lauf lassen konnte:

„The last days of Pompeji“ ist mir die Blinde und der Gebante, welchem sie zuletzt dient, stets wie ein Lichtbild der höchsten Poesie erschienen. Das unglückliche Mädchen tappt sich Jahre lang durch die Straßen der Stadt, an den blinden erloschenen Augen ziehen natürlich alle schönen Gestalten und freudigen Gestaltungen des Lebens wirkungslos vorüber. Dafür ist ihre Nacht auch eine unbeirrte, mit der größten Sicherheit findet sie bei so langer Gewohnheit überall den richtigen Weg, das verlangte Ziel. Nun beginnt der Besuch sein Feuerwerk voll Schrecken und Entsetzen, der unaufhörliche Aschenregen verfinstert die Stadt, Niemand sieht mehr, Niemand weiß mehr einen Schritt zu wandeln. Nur für die Blinde hat sich nichts verändert und sie ist jetzt gleichsam die Einzige die in der blind gewordenen Stadt sieht, mit sicherer Hand leitet sie ihre Freunde auf jeden Weg, den sie zu gehen haben.

Wer würde in dieser Verwendung der Blinden für die Schlusskombination der Handlung nicht zugleich ein hochpoetisches Symbol für das Geschick des Menschengeschlechtes erkennen? Zieht er sich aus dem bunten Zerstreung und farbigen Nichtigkeit einjam in sich selbst zurück, so gehen ihm zwar die Genüsse der Welt verloren, bricht aber über diese die Nacht herein, so ist er allein der Führer und die Leuchte in Wirrsal und Dunkel.

Wie sollte aber auch nicht, selbst bei mangelnder Schöpferkraft ein Poet sein, wer inmitten des genuehreichen high life geboren, dazu an dem vielfach anregenden Staatswesen Englands politisch betheilig, doch dies Alles bei Seite läßt, um immer wieder ausschließlich der Lust zum Fabuliren nachzugeben! Einen noch so kleinen Punkt wird solche Lust immer treffen, wo ihr sogar genial zu Muth werden kann, und dies ist, sonderbar genug für den übrigens eingefleischten Englishman, bei Bulwer immer dort der Fall, wo seine Fabel französischen Boden berührt. Ich möchte darum „Pelham“ seinen besten Roman nennen. Den bestechenden Zauber des höchsten Gesellschaftslebens, die Feinheit und den Esprit der Franzosen vermischt sein Talent mit dem Ernst englischer Reise in Dingen der Positiv und der Lebensweisheit. In einem seiner nachgelassenen Romane „Die Pariser“ sind diese Eigenthümlichkeiten seiner Begabung zur höchsten Entfaltung gekommen. Zugleich ist darin ein Muster für eine dem Wesen nach eigentlich ganz unstatthafte Gattung gegeben: für den historischen Roman aus der Gegenwart.

Der zweite, schon genannte Roman aus dem Nachlaß, „Pausanias der Spartaner“, ist unvollendet. Pausanias war der Feldherr, der, nachdem er bei Plataä glänzend gesiegt hatte, die Flotte der verbündeten Griechen bei Byzanz befehligte, später aber einen schmachlichen Untergang fand. Nicht vielen Lesern dürfte es in Erinnerung sein, daß Lord Byron lange Zeit mit der Hauptkatastrophe im Leben des Pausanias beschäftigt war, wenn sie nicht auch die kleinen literarischen Abhandlungen Goethe's im Gedächtnisse fest hielten. Im 26. Band der schönen Ausgabe in 30 Bänden, die Cotta veranstaltete, als er noch Alleinverwalter der seitdem Gemeingut gewordenen Goethe'schen Schätze war, findet man S. 428 bei Gelegenheit der Bemerkungen über Byron's „Manfred“ die Geschichte erzählt, wie Pausanias schwere Blutschuld auf sich ladet, die ihn bis an sein schmachliches Ende verfolgt. Ich will nicht citiren, was Jeder in seinem Bücherschrank findet, nur daran erinnern, daß es sich um den Todschlag der schönen Cleonice handelt.

Im Roman Bulwer's kömmt es noch nicht so weit. Für die alten Verehrer des Verfassers von „Pelham“ mag es werthvoll sein, auch dieses Fragment, zu besitzen; dem allgemeinen Interesse können die mancherlei Bemerkungen Stoff bieten, mit denen der Sohn das Werk seines verstorbenen Vaters eingeleitet. Was aber das Bruchstück an und für sich betrifft, obgleich ein solches nicht eigentlich beurtheilt werden kann, so läßt sich doch mit Gewissenhaftigkeit sagen, daß es bestätigt, was eben über die Vorzüge und Schranken des Bulwer'schen Talents ausgesprochen ist.

Herodot, Strabo und viele andere Schriftsteller des Alterthums sind fleißig citirt. Mich gelüstet es aber bei der großen Verschiedenheit in der Werthschätzung moderner Dichter eine Stelle aus Plutarch anzuführen, die nicht in diesem vielcitirten Roman zu finden ist. Im Anfang seines „Perikles“ sagt Plutarch: „Tugendhafte Handlungen bewirken bei ihrer Betrachtung einen Eifer und eine Lust zur Nachahmung. Bei anderen

Dingen folgt auf die Bewunderung der That nicht sogleich der Trieb, dasselbe zu thun. Ja, oft freuen wir uns des Werkes und verachten den Urheber, wie bei den Salben und Purgurgewändern, über die wir uns freuen, während wir die Färber und Salbenbereiter für gemeine Leute und Banausen halten. Recht treffend sagte daher Antisthenes (Cyniker), als er hörte, daß Ismenias ein tüchtiger Flötenspieler wäre: „Er taugt aber doch nicht viel; sonst würde er kein so tüchtiger Flötenspieler sein!“ Und Philipp sprach zu seinem Sohne Alexander, der bei einem Gastmahle anmuthig und kunstvoll die Cithar gespielt hatte: „Schämst Du Dich nicht, so schön zu spielen! Ehre genug für die Mäusen, wenn ein König sie würdigt, Zuhörer zu sein.“ Bei dem Sichbefassen mit niedrigen Dingen verräth man durch die auf unnütze Sachen verwendete Mühe zugleich Vernachlässigung des Edlen und Guten. Kein wohlgearteter Jüngling hegt beim Anblick des Zeus in Pisa oder der Hera in Argos den Wunsch, ein Pheidias oder Polignot zu werden, noch ein Anakreon, Philetas oder Archilochos, wenn deren Gedichte ihm gefallen; denn es ist nicht nothwendig, daß wir den Urheber eines Werkes, das uns Vergnügen macht, der Betrachtung für Werth halten.“

Unter den Künstlern, die hier mit solcher Geringschätzung angeführt werden, gibt es welche, deren Werke oder deren Namen die Jahrtausende überdauern. Der Contrast zu unserer Zeit erhellt von selbst. Bulwer wurde mit großen Erträgnissen und hohen Auszeichnungen überschüttet. Unsere Zeit hat die reichsten Belohnungen und Ehren gerade für beliebte Romanschriftsteller, deren Werke, selbst wenn sie mit dem Geschick und Geschmack des vornehmen Engländers geschrieben, von dem hier die Rede ist, kaum den Anspruch erheben dürfen, auch nur einige Jahrzehnte zu überdauern.

Pariser Theaterbriefe.

Von Gottlieb Ritter.

IX. Delacour und Hennequin.

Unter den wenigen erfolgreichen Dramatikern, welche die dritte französische Republik bisher hervorgebracht hat, nehmen unstreitig die unter der Collectivfirma Delacour und Hennequin vereinigten zwei jungen Pariser eine erste Stelle ein. Nicht als ob ihren Produkten ein besonderer literarischer Werth zuzuschreiben wäre, aber dennoch: ihre „Drei Hüte“ errangen vor vier Jahren einen auch außerhalb Frankreichs großen Erfolg, ihr „Prozeß Beauradieux“ wird an der Spree und der Donau, in England und im russischen Reiche gerade so gern gesehen und oft gegeben, wie an der Seine, und von den drei diesjährigen Erzeugnissen ihrer Muse dürfte zum Mindesten das letzte im Ausland dieselbe günstige Aufnahme finden, wie in Paris. Das alte *Rien ne réussit que le succès* ist eben nirgends von zwingenderer Wahrheit, als beim Theater und fordert sogar von der Kritik Berücksichtigung.

Das von Delacour und Hennequin kultivirte Genre ist die Intriquenposse, welche man die letzte Konsequenz der nackten Bühnentechnik nennen könnte. Kugler, Dumas fils und Sardou in seinen bessern Stücken bestreben sich wenigstens, die operirende Maschinerie dem Blick des Zuschauers zu entziehen und mit allerlei, wenn auch noch so durchsichtigen Schleiern zu verdecken. Sie wünschen, obwohl im Grunde die Bühnenwirkung oft ihr einziger Zweck ist, ihrem Publikum vorzutäuschen, daß man es mit einem Dichter zu thun habe, und bewirken diesen frommen Betrug durch stellenweise Ansätze zur Charakteristik und vor Allem durch den immer bereiten Esprit, der dem Dialog nicht bloß einen pikanten und vornehmen, sondern geradezu literarisch und philosophisch bedeutenden Anstrich geben soll. Auf dies billige Mittel, das eine verwünschte Kechnlichkeit mit dem Lärm der Kureten hat, nur daß es sich hier darum handelt, das Knarren einer schlechtgeöhlten Maschine zu übertönen, auf diesen Kniff verzichteten die Theaterschreiber gewöhnlichen Schlages ganz, um sich mit desto größerer Kraft der völligen Ausbeutung der Situation hinzugeben. Ihnen ist die Handlung, das Faktische Alles, und die Charaktere sind für sie nur das Produkt der Situation. Ihnen kommt es z. B. nicht darauf an, einen herzlosen Geizhals des ersten Aufzugs im zweiten Act als zärtlichen Vater, Liebhaber und Freund und im letzten als Verschwenker zu zeigen: oder sie machen gar nicht mehr die Rede ist; oder sie gründen die Lösung des Knotens auf die Charaktereigenthümlichkeit irgend einer Person, die wir nach dieser Seite hin noch gar nicht kennen gelernt haben. Das ist ihnen Alles gleichgültig, wenn nur die betreffende Person in der betreffenden Scene gewirkt hat. Der Dialog ist in solchen Stücken auf das Nothwendigste beschränkt; kein Geistreicheln, kein Witzeln über alles Mögliche und Unmögliches, das in den Stücken von „literarischem Werth“ nur zu oft den Dialog schleppend und langathmig macht, weil der Autor oft weit ausholen muß, um dieses oder jenes Wort, woran ihm gelegen ist, anzubringen. Der Dialog dient bloß zur

Zfüllung; ja ich habe diese Herrn sogar im Verdacht, daß sie ihn am Liebsten ganz aufgeben würden, wäre die Pantomime nicht in Mißkredit gekommen.

Wegen die Situationskomik an sich ist nichts einzuwenden. Sie ist die unmittelbarste und am meisten theatralische, aber sie bedarf der sorgfältigen Vorbereitung, der Einfachheit und Klarheit in ihren Motiven und der Breite im Moment ihrer Wirkung. Hier ist aber just der Punkt, wo die Mehrzahl der französischen Komödiendichter von heute, und allen vora Delacour und Hennequin sündigen. Sie motiviren nicht genügend, compliciren die Intrigue bis zum unverständlichen Wirrwarr und zerstören durch die Hast, womit die komischen Motive, meist ohne sich zu steigern, aufeinander folgen, die volle und ganze Wirkung. Für die Hast haben diese Autoren freilich einen guten Grund: sie streifen nur allzu oft das Unwahrscheinliche, das Unmögliche und sogar das Absurde, so daß sie eine solche Hejzagd arrangiren müssen, um den Zuschauer nicht zur Besinnung, zum ruhigen Ueberlegen kommen zu lassen. Viele Stücke verdienen in der That das Motto zu tragen: Ueberlegungsrecht vorbehalten. „Ferreol“, eines der besten jüngst-französischen Theaterprodukte mußte sich vor Allem gegen das Denken des Publikums verwahren; bei der Lektüre kommt uns die Fabel des Stücks abgeschmackt vor; schreiet es in nervöser Eile über die Bühne, vermag es uns zu fesseln und zu packen, bis der fallende Vorhang erlaubt, die Situationen nachzudenken und uns hinterher über das Stück zu ärgern und über unsern Versuch zu schämen.

Delacour und Hennequin pflegen in ihrem Genre der Intriguenposse eine besondere Art. Sie dramatisiren das Quidproquo, die Begriffs-, Personen- oder Namensverwechslung. Das ist freilich nicht neu, denn die Komiker aller Zeiten und aller Völker haben sich dieses ewig jungen und unwiderstehlichen Effectes bedient; man denke nur an Shakespeare und Calderon, Molière und Scève, Kopevue und Benedig. Aber der Unterschied zwischen ihnen Allen und unserem Pariser Verfasserpaar besteht darin, daß jene ihrem Lustspiel meist bloß eine Intrigue zu Grunde legen, während Delacour und Hennequin in einem einzigen Stück gleich ein halbes oder ganzes Duzend von Verwechslungen in Scene setzen. In „Was ihr wollt“ beruht die komische Intrigue auf der Männerkleidung der Heldin, in Calderons „Es ist schlimmer als es war“ in der Verwechslung eines doppelten Liebespaares; bei Molière genügt es, an den „Arzt wider Willen“ zu erinnern — was ist z. B. die Einbildung des Malade imaginaire anders als ein Quidproquo? — und daß ein Mißverständnis die Schürzung des Knotens auch in modernen Komödien übernimmt, sehen wir von den vertauschten Briefen und Kleidern bei Kopevue und Benedig bis zur Verwechslung zweier ähnlichen Schwestern in „Giroflé-Giroflá“. Wesentlich anders ist es bei Delacour und Hennequin. Wohl liegt auch ihren Stücken ein hauptsächliches Qui-pro-quo zu Grunde, aber dieses eine Mißverständnis complicirt sich, indem es eine ganze Reihe von Personen und Motiven in Bewegung setzt, welche hier wieder eine Fluth neuer Verwechslungen und eine Komödie der Irrungen für sich und unter sich hervorbringen, bis zuletzt alle Mißverständnisse aufgeklärt und alle Dissonanzen gelöst werden. Dieses Königlomerat von Verwicklungen ist schon an sich so complicirt, daß das bloße Spiellassen der Maschinerie ganze Akte füllt. Wo sollte da noch Zeit und Stoff zur dichterischen Ausarbeitung, zur Charakterzeichnung, zum feineren Dialog gewonnen werden? Solche verwickelten Intriguenstücke müssen naturgemäß ihren Schwerpunkt in die Handlung verlegen, und da das ganze stoffliche Interesse in der Intrigue besteht, so erfordert die Sache weniger die Phantasie und Erfindungsgabe des Dichters, als die Fertigkeit eines Faiseurs im Kombiniren komischer Effecte, im erschöpfenden Ausnuzen der Verwechslung nach allen Seiten hin, in der Berechnung des proportionalen Werthes eines jeglichen Motivs. Der Plan ist Alles. Ein beinahe mathematisches Problem kann man es nennen, was da aufgestellt wird, und das vollendete Scenarium eines dramatisirten Mißverständnisses sieht einer umfangreichen Buchstabenrechnung nicht unähnlich; handelt es sich doch auch hier darum, durch eine Reihe von Gleichungen (hier Intriguen) aus gegebenen Größen (Bühnenfiguren und Motiven) die unbekannte Größe des komischen Effectes zu finden. Und wie in der Algebra, so hat es der Plan einer Intriguenkomödie neuesten Schlages nur mit Buch-

staben zu thun: was einst auf dem breiteren Gerüst der Scene im Fleisch und Blut agiren soll, das ist hier noch bloße Chiffre. Ein J bezeichnet den feurigen Ifidor, der im zukünftigen Stück als flotter jugendlicher Viehhaber manche ehrsame Zuschauerin entzünden soll, und ist die Inkarnation des R, die züchtige Rosaura, erst einmal Wirklichkeit geworden, dann kennt der Enthusiasmus der Gräbtlinge im Parterre keine Grenzen. Steht nun im Plan J + R, dann hilft Alles nichts, und wenn die Moral, die Logik und selbst der Coder dagegen sein sollten: Ifidor und Rosaura müssen zusammenkommen, denn der unerbittliche Geist der Mathematik will es haben.

Für eine so grobmaterielle Faktur ist der eine Antheilhaber der Firma Delacour und Hennequin mit einem staunenswerthen Kombinationsvermögen ausgestattet. Hennequin ist der Kritiker, der Kombinator des Quidproquos. Sein nüchterner und kühl berechnender Verstand kennt alle Geheimnisse der Intrigue; er operirt mit so überraschender Geschicklichkeit, wie noch Keiner vor ihm. Er weiß aus einem Mißverständniß ganze Dutzende von tomsichen Verwickelungen im engsten Rahmen abzuleiten, und eine Mehrzahl von verschiedenartigsten Intrigen gleichzeitig zu leiten und durchzuführen, ohne im tollsten Wirrwar auch nur eine zu vernachlässigen oder gar zu vergessen. Es ist wie das Kugelspiel eines Jongleurs; man gibt ihm zwei Kugeln, dann drei, vier, fünf und so weiter, und wie er vorher mit zweien, so wirft und fängt er jetzt ein Duzend und mehr in sinnverwirrender Geschicklichkeit auf. Hennequin beschäftigt sich nur mit der Intrigue, die er kompliziert, vervielfältigt und löst; der Plan ist seine Arbeit, die Ausführung die seines Associés. Für diese ist Delacour nicht weniger befähigt, als sein Mitarbeiter für die technische Seite der Intriguenposse. Wohl hatte Hennequin anfänglich den Versuch gemacht, auch die Ausführung selbst zu übernehmen, aber der zwar immerhin günstige Erfolg seiner „Drei Hüte“ zeigte ihm wohl, daß es mit der bloßen Verwechslung dreier Hüte, die von Kopf zu Kopf wandern und ein Mißverständniß nach dem andern hervorufen, daß es mit der Maschinerie allein nicht gethan sei. Er associirte sich deshalb für die Folge mit Delacour, der die Ausführung des Plans zu übernehmen hatte. Delacour ist ein wichtiger Kopf und scharfer Beobachter, gerade genügend literarisch geschult, um einen anspruchslosen heitern Dialog zu schreiben und theatralisch gut erfahren, um mit den Erfordernissen der Bühnentechnik vertraut zu sein. Das erste Produkt, das aus der neugegründeten Possenfabrik hervorging, machte der Firma sofort einen geschätzten Namen. „Le Procès Veauradieux“ ist der größte bisherige Erfolg der Dramatik der dritten Republik. Die Marke „Delacour und Hennequin“ stieg deshalb sofort im Werth, und die Nachfrage wurde so groß, daß die Fabrik mit Dampfkraft arbeiten zu müssen schien, um den Bestellern gerecht zu werden. Die vergangene Winteraison brachte nicht weniger als drei große Erzeugnisse auf den Theatermarkt. Man begreift daher wohl, daß sie nicht alle gleich gut oder auch nur gut sein können. Ebenso verhält es sich mit der Aufnahme, die sie beim Publikum fanden. Das Théâtre du Palais-Royal brachte „Poste restante“ und erzielte einen halben Erfolg; das unglückliche Gymnase Dramatique machte mit dem „Oncle aux esperances“ halbwegs Fiasco und das Vaudeville endlich errang mit den „Dominos roses“ einen Erfolg, welcher den des „Procès Veauradieux“ noch überbietet. Betrachten wir nunmehr diese drei neuesten Pariser Possen, die ungleich im Werth sind, aber immerhin an Witz und Bühnennwirkung ihren zeitgenössischen deutschen Seitenstücken überlegen sein dürften.

Das ursprüngliche Thema in „Poste restante“ behandelt einen Vater, der sich einen Schwiegersohn erobert. Jener führt den Namen Jephtha, der jedenfalls darauf führen sollte, wovor ein menschliches Mühren die Autoren schließlich noch verhindert hat. Jephtha ist ein neuer Pariser Possentypus, nämlich ein Belgier. Vor Jahren wäre es vielleicht ein Deutscher oder ein Elsässer gewesen, aber seit dem Kriege lacht man in Paris über den ungemüthlichen Germanen nicht mehr so herzlich wie ehemals, und der Elsässer ist für die Posse kaum mehr zu verwenden, da sein deutscher Accent heute rührend wirkt. Also Jephtha ist ein Belgier: als solcher trägt er seine Cigarren in der Mütze, seinen Proviant — Brüsseler Brot — im Stiefelrohr, benimmt sich wie ein Wilder von

den keinen Antiken und endigt in seiner Konversation jeden Satz mit einem intimen: „Sais-tu?“ Man stellt sich ihm vor, aber er schreit einem entgegen: „Je ne vous connais pas, sais-tu?“ oder wenn man sich in ein Gespräch mit ihm einlassen will, ruft er wüthend: Voulez-vous me laisser tranquille, sais tu?“ Der Pariser will das so haben, denn er hält es für eine belgische Nationaleigenthümlichkeit und jubelt jedesmal gleich fröhlich auf, wenn wieder ein „Sais-tu?“ fällt. Natürlich kommen die Verfasser diesem billigen Wunsch gerne reichlich nach.

Der biblische Belgier hat in Erfahrung gebracht, daß sein Jugendfreund Pomaré in Amerika der Komödien gestorben ist und viermalhunderttausend Francs demjenigen seiner Verwandten vermacht hat, der sich zuerst verheirathet. Nun gibt es jaft einen jungen Pomaré, der im Begriffe ist, in den Stand der heiligen Ehe zu treten. Aber seine Angebetete ist leider die Tochter Blesimar's, des Posthalters von Neuilly bei Paris und Zephta besitzt, wie sein Namensvetter im Lande Israëls, eine heirathsfähige Tochter, die er sehr gern dem reichen Erben zur Frau geben würde. Zephta kommt mit seiner Tochter nach Paris, um den jungen Pomaré mit List oder Gewalt zu seinem Schwiegersohn zu machen, d. h. dessen Verlobniß mit Fräulein Blesimar zu brechen und ihn seiner Tochter zu Füßen zu legen. In einer Komödie würde wohl der Löwenantheil bei der Ausführung solcher Pläne der Tochter zufallen: mit den Waffen ihres Geistes, ihrer Schönheit oder ihrer Liebenswürdigkeit müßte sie das Herz des spröden Liebhabers ihrer Nebenbuhlerin abtrünnig machen; es wäre ein Sieg der Koleretterie, wie er auf der Bühne oft dargestellt wird. Aber in unserer Posse tritt die Tochter Zephta's ganz zurück; sie ist eine Figurantinnenrolle. Ihr Vater handelt für sie, und der Kampf um den Bräutigam gewinnt eben das an Entschiedenheit, was er an Delikatesse verliert. In der That sind denn auch des Belgiers Mittel ganz verzweifelt gewaltsam. Er bringt in das Postbureau von Neuilly ein, erräth die Geheimnisse der Familie Blesimar, schreibt verkehrte Briefe, macht den armen Pomaré im Hause seiner Braut ganz unmöglich und packt ihn endlich mit starken Armen, um ihn beim Rotar seiner Tochter zum Mann zu geben. Um diesen Kern der Handlung gruppieren sich nun eine Reihe von Mißverständnissen, Verwechslungen und komischen Motiven, die den Stoff für ein Duzend Einakter bieten könnten. Es läßt sich aber schwer erzählen.

In einem Bahnhof von Paris spielt der erste Akt, wo gleich der einseitende Afford vortrefflich eine Intriguensposse einleitet. Eine wahre Hezjagd beginnt. Bahnangestellte, Reisende, auf jemand Wartende rennen und schreien durcheinander. Man kommt und geht, reißt ab und langt an; Koffer, Briefe, Kleider werden gemischt und verwechselt; Ehemänner mit ihrer Maitresse, Ehefrauen mit ihrem Geliebten begegnen und verbergen sich; man ohrfeigt sich, spielt Versteck, man läßt sich rasiren, um sich unkenntlich zu machen, man verummumt sich und tauscht sich um; kurz: der Ambroglio, die Verwirrung erreicht hier eine Höhe und Ausdehnung, wie sie nicht einmal Goldoni in seinem „Fächer“ erreicht hat. Wie es aber in dem französischen Postbureau des zweiten Aktes zugeht, das müßte einmal Stephan in Berlin sehen. Briefträger stampeln die Briefe im Vorzimmer, der Posthalter schleift die Bude einfach, wenn es ihm beliebt, man speißt im Wartezimmer und hält ein gutes Familiendiner im Bureau, erklettert die Scheidewand zwischen Publikum und Personal und gant und schlägt sich herum, wie in einer Kneipe. Nicht weniger gemüthlich sieht es bei dem Rotar aus, wo Alles aufgeklärt und des Belgiers Sieg entschieden wird. Wie gut hat er zu intriguiren verstanden und wie sehr hat ihn der Zufall begünstigt! Er mußte gerade mit demjenigen Zug nach Paris reisen, worin auch die Schwiegertochter Blesimar's mit ihrem Geliebten und Blesimar jun. mit seiner Maitresse reisten. Nun werden die Koffer und Handsäcke verwechselt, und Zephta benutzt die Verwirrung, um eine Pression auf die beiden schuldigen Eheleute auszuüben, welche jetzt aus Furcht vor Verrath mit Vergnügen seine Pläne begünstigen und sich gegen Pomarés Heirathskandidatur erklären. Dies ist um so leichter, als Fräulein Blesimar einen Andern liebt. Dann das ergöbliche Motiv mit den anonymen Briefen, welche von verdächtigen „Sais-tu?“ wimmeln. Zephta theilt darin dem Vater und dem Onkel der Braut mit, Pomaré stamme aus einer bedenklichen Familie: sein Vater sei im Jren-

haus gestorben, der Bräutigam selbst sei brustkrank und seine dereinstigen Kinder seien der Schwindsucht geneigt. Dies gibt Anlaß zu einer urkomischen Scene, wo Onkel und Papa Blesimar den Bräutigam verstoßen betasten, um sich zu vergewissern, ob wirklich seine Lunge angegriffen sei und wie weit sich die Tuberculose schon erstreckt habe. Dies Alles ist von einer zwar in ihren Motiven wenig wählerischen, aber so herzlichen, echt französischen Heiterkeit, daß man nur die Stoffüberfülle bebauern muß, welche das Ganze dermaßen verwickelt, daß die Uebersicht, die Klarheit darunter leidet, die das erste Erforderniß wirklicher Situationskomik ist.

Der Löwenantheil bei dem zweiten diesjährigen Erzeugniß der Firma „L'oncle aux espérances“ scheint weniger dem Maschinisten der Intrigue, als dem ausführenden Delacour zugefallen zu sein. Zwar liegt auch dieser Pöffe eine Verwechslung zu Grunde, aber der Schwerpunkt des Stückes beruht mehr auf der komischen Charakterzeichnung eines grillosen Onkels und einer erbshleichenden Schwiegermutter. Der hoffnungsvolle Onkel Moulinoit ist ein prächtiger Typus, der dem Erfinder Delacour alle Ehre macht. Er gehört zu jenen alten Herren, deren Vermögen wegen Kinderlosigkeit eines Tages dem nächsten Verwandten zufallen wird, und welche bis dahin mit beständigen Hinweisen auf die künftige Erbschaft nicht bloß die Hoffnung, sondern auch den Schreck dieser Verwandten bilden. Dies ist bei Onkel Moulinoit der Fall. Er ist Wittwer geworden und folgt deshalb der Einladung seiner ebenfalls verwitweten Schwester, Madame Duvernay, welche bei ihrer verheiratheten Tochter wohnt, und übersiedelt sofort in das Haus der Nichte. Dort wird ihm ein glänzender Empfang zu Theil. Man hat dem hoffnungsvollen Onkel die neueingerichtete Wohnstube nebst Küche und Keller zur Verfügung gestellt, er hat sein eigenes Serum, seine eigene Bedienung — nämlich die ganze Familie — und seine Privatmöbel, die Niemand außer ihm benutzen darf. Onkel Moulinoit läßt sich das gefallen. Dem guten Willen, den man ihm in so reichlichen Maße schon entgegen bringt, werden aber auch von Seite des Onkels die höchsten Anforderungen gestellt, denn Herr Moulinoit ist im Grunde ein ganz essiger Mensch. Haustyrann bis ins kleinste Detail, versetzt er in kurzer Zeit das bisher so glückliche und stille Familienleben seiner Verwandten in die unsäglichste Aufregung. Er leidet am Asthma und quält damit seine Erben nicht weniger als mit seinen wenig angenehmen Charaktereigenschaften. Er ist launisch, streitsüchtig, mißtrauisch, despotisch; er leidet keinen Widerspruch, liebt den Klatsch, ist jähzornig und unerböthlich. Kurz, er stellt das ganze Haus auf den Kopf und — seine Verwandten lassen sich das gefallen. Wenigstens werden sie dazu gezwungen durch Madame Duvernay, die Schwiegermutter des Hauses. Diese ist eine gute und brave Frau, aber sie kennt nur ein Ziel, ein Streben, einen Lebenszweck, dem sie alle Rücksichten unterordnet. Sie will die Universalerbschaft des Onkels Moulinoit für ihre Tochter, ihren Schwiegerjohn sichern. Zu diesem Zweck hat sie den bösen sieben Onkel ins Haus aufgenommen, umgibt sie ihn mit aller Liebenswürdigkeit und jedem Comfort, unterzieht sie sich mit Freuden der herben Sklaverei unter seinem strengen Machtpruch und zwingt sie ihre Kinder mit ihr in Demuth und Geduld auszuharren. Sie ist die Seele des Komplotts, dieses Kampfes der Schlaueit und Ausdauer gegen die brutale Verbohrtheit. Wohl weiß sie, daß Moulinoit seinen Enkel Gaston bereits zu seinem einzigen Erben ernannt hat, aber deshalb läßt sie den Muth doch nicht sinken. Je unausstehlicher der alte Griesgramm wird, desto hingebender und liebenswürdiger seine Schwester. Das hat natürlich am Ende auch seine Grenzen. Nicht daß Frau Duvernay die Sache satt bekäme, o nein! aber ihre Kinder, das Ehepaar Pommerol, finden ihre Lage unerträglich, entwürdigend.

Pommerol. Dieser Mensch darf nicht länger im Hause bleiben.

Frau Pommerol. Ja, wir halten es nicht länger aus!

Frau Duvernay. Geduld, Geduld, meine Kinder!

Pommerol. Ich begreife nicht, daß Sie sich nicht gegen diese unwürdige Rolle empören.

Frau Pommerol. Ja, es ist wahr.

Pommerol. Weßhalb so viel Erniedrigung?!

Frau Duvernay. Für Euch, meine Kinder!

Pommerol. Wir wollen nichts vom Onkel Moulinot. Mit Ihrem Eifer in unserem Interesse machen Sie uns nur unglücklich.

Frau Pommerol. Ja, wir wollen nichts vom Onkel Moulinot.

Frau Duvernay. Gut, so Sorge ich für Eure Kinder!

Pommerol. Wir haben keine!

Frau Duvernay. Ihr werdet haben! (Legt ihre Hand auf's Herz, mit großmütterlichem Stolz) Ich fühle es hier!

Ein günstiger Zufall kommt Mutter Duvernay zu Hülfe. Der Onkel hat mit seiner Klatschsucht einen argen Streich gespielt. Er glaubt, die Freundin seiner Nichte, Alice, habe ein Verhältniß mit seinem Enkel und Erben Gaston und neckt nun diese Dame und ihren Gemahl mit einem Rendezvous, dessen Zeuge er vor langen Jahren war. Aber die betreffende Dame war nicht Alice, sondern Onkel Moulinots eigene Frau. In Folge dieses Mißverständnisses soll es zwischen Gaston und Alice's Gemahl zum Duell kommen. Alles geräth in Konfusion, Moulinot will ausziehen, Frau Duvernay ist in Verzweiflung.

Im letzten Akt erfährt der hoffnungsvolle Onkel die traurige Wahrheit, daß seine tugendhafte Selige und sein geliebter Erbe ihn betrogen haben. Er ist wie vom Schlag getroffen und sinkt vernichtet in den Fauteuil, umgeben von Frau Duvernay und ihren Kindern, welche befürchten, der Onkel werde sich beruhigen und verzeihen. Zum Glück für sie geschieht dies nicht. Moulinot zernütert das Bild derjenigen, die er schon auf Erden für einen Engel gehalten, und enterbt Gaston. Madame Duvernay triumphirt. Mit Rücksicht auf den veränderlichen und widerhaarigen Charakter des Onkels dürfte sie ihre Freude über diesen Sieg, der das Andenken einer Todten in nicht gerade zartfählender Weise tangirt, freilich ein wenig mäßigen.

Am besten läßt sich die Manier des Verfasserpaares in der dritten, erfolgreichsten Novität: *Les Dominos roses* nachweisen, welche bis ins Kleinste ganz nach der Schablone gearbeitet ist. Die drei Hüte ihres gleichnamigen Stücks haben sich hier in drei *Rosa-Dominos* verwandelt und richten dieselbe Verwirrung an, veranlassen dieselben Verwicklungen und fordern dasselbe ungezwungene Lachen im Zuschauerraum heraus. Versuchen wir es, die Handlung dieser lustigen Intriguenposse zu erzählen, ohne uns in ihrem Labyrinth zu verlieren!

Zwei junge Frauen unterhalten sich im ersten Akt über die Treue ihrer Männer. Die eine ist sehr zur Eifersucht veranlagt, aber sie hat Vertrauen zu der Treue ihres Mannes. Skeptischer denkt ihre Freundin von dem ihrigen im Speciellen und überhaupt von den Männern im Allgemeinen. Sie ist z. B. davon fest überzeugt, daß ihre beiden Männer auf ein anonymes Billet-doux hin, das ihnen ein Rendezvous auf dem heute stattfindenden Opernhausball gibt, sofort alle möglichen Vorwände und Nothlügen anwenden würden, um ihre Frauen nicht, wie sie es bereits versprochen, ins Theater zu führen und statt dessen in die Arme der Brieffschreiberin zu eilen. Die beiden Frauen beschließen, ihre Männer zu prüfen. Sie rufen das Kammermädchen und diktiert ihr zwei anonyme Einladungen zum Stellbischein in die Feder. Die Unterschrift lautet: der *Rosa-Damino*. Beide Briefe werden den Ehemännern in die Hände gespielt. Was wird geschehen? Werden sie der Einladung in der Hoffnung auf ein Liebesabenteuer Folge leisten? Die vertrauensselige Frau bezweifelt es. Wir bezweifeln es nicht. In der That gehen die Männer in die Falle. Sehr komisch ist es nun anzusehen, wie Beide sich des lästigen Theaterbesuchs entledigen. Der Eine schüßt Geschäfte vor, der Andere — es ist gerade der Gemahl der Vertrauenden — setzt sogar eine förmliche Geschäftsreise in Scene als die Folge einer fingirten Depesche. Ein Kofferchen, worin sein Ballkostüm, in der Hand, nimmt er rührenden Abschied und reist ab.

Nichts ist weniger neu, als dieser Ausgangspunkt. Schon hundertmal haben wir dergleichen auf der Bühne gesehen: wir kennen die Verwicklung, sehen die Mißverständnisse, die sich auf dem Ball ergeben werden, schon a priori voraus, und sind gewiß, dem *Chassez-croisez* zwischen zwei *Rosa-Dominos* und ihren beiden ahnungslosen Ehemännern eine Reihe von Situationen zu verdanken, die uns alle mehr oder weniger als

alte Bekannte anmuthen werden. Weit gefehlt, — denn eine zweite Intrigue setzt hier ein und läuft mit der ersten parallel.

Das Kammermädchen, welches jene beiden Briefe zu schreiben hatte, ist nicht weniger unternehmungslustig, als ihre Herrschaft. Sie weiß, daß Monsieur und Madame auf den Ball gehen, und daß heute Nacht Niemand zu Hause sein wird. Weshalb soll sie sich also daheim langweilen? Sie erinnert sich, daß unter der Garderobe ihrer Herrin sich ein leztjähriger Rosa-Domino befindet. Da sie zudem bestimmt weiß, daß die beiden Damen für den heutigen Abend neue Dominos bestellt haben, so beschließt sie, von dem disponiblen dritten Gebrauch zu machen. Sie schreibt zu diesem Zweck einen dritten anonymen Brief, worin sie einem Hausfreund und Verwandten ihrer Herrin, einem Studenten, ein Rendezvous auf dem Opernhausball gibt.

Diese drei Paare finden sich zur bestimmten Stunde. Die Handlung spielt im Büffetzimmer eines Restaurateurs; links und rechts befinden sich die Thüren zu den fragwürdigen Cabinets particuliers. Die drei Dominos kommen nach einander mit ihren drei Herren, Kellner eilen geschäftig hin und her, Thüren gehen auf und zu. Eine bewundernswürthe Geschicklichkeit zeigen die Autoren darin, wie sie unter mehr oder minder plausiblem Motiven die Dominos und ihre Begleiter aus ihren Kabinetts heraus und auf die Bühne bringen, wo dann natürlich das Quidproquo recht ausgelassen waltet. Die beiden Frauen verschwinden am Arm ihrer Begleiter, die eine mit dem Gemahl der andern, in den Kabinetts; die eine läßt die Lärmglocke hören und die andere will ihrer Freundin, wie es verabredet war, zu Hülfe kommen. Beide treffen sich attemlos im Büffetzimmer. Die Herren kommen, neue Verwechslung. Abermaliger Austausch der Dominos; die beiden Ehemänner haben keine Ahnung, daß die schönen Masken ihre Frauen sind, wohl aber ist ihr Erstaunen nicht wenig groß, als sie einander treffen und ihr Abenteuer erzählen, welches beide den anonymen Briefchen eines Rosa-Dominos verdanken. Aber so spröde sind ihre Damen! Und mitten in dem Hin und Her erscheint ein dritter, bedeutend angebeiterter Domino am Arm des Studenten. Neues Chassez croisez! Der dritte Domino verwirrt die Verwirrung noch mehr und wird nach einander die leichte Eroberung der beiden Ehemänner, welche der Meinung sind, immer in Gesellschaft ihrer zärtlichen Brieffschreiberin zu sein. Dieser dritte Domino ist natürlich das Kammermädchen, die Einzige, welche die Intrigue durchschaut, die sie ja selbst in Action gefehlt hat.

Aber an dieser sechsfachen Steeplechase ist noch nicht genug. Die Verfasser bringen ein neues Quidproquo und zwei neue Figuren in den tollen Wirrwarr und steigern den Imbrogljo noch mehr. In der Familie der einen dieser beiden Frauen existirt nicht nur ein Vetter, welcher Student und ebenfalls von der Parthie ist, sondern auch ein Onkel, welcher als guter Vieder- und Ehemann lebt. Allzu früh verheirathet, findet er jetzt in seinen alten Tagen, er habe eigentlich viel zu wenig mitgemacht. Sein Ideal ist die Theaterdame, wie sie in seiner Phantasie lebt, und sein Traum einmal hinter die Coulissen zu gehen und allda den Lieblichen zu spielen. Dieser zwanzigjährige Wunsch soll sich endlich erfüllen. Der eine unserer Ehemänner hat beschossen, den Beginn des Maskenballs im Variétés-Theater zu erwarten und nimmt den Onkel mit in die Coulissen. Dort unterhält sich dieser auch richtig so ausgezeichnet, daß er, von seinen Verwandten im Stich gelassen, einer Statistin ein Souper anbietet. Im selben Restaurant trifft das vierte Paar mit den drei andern zusammen; aber der abenteuernde Onkel ist weniger glücklich. Nachdem seine Begleiterin, trotz ihrer Versicherung, gar keinen Appetit zu haben, ein opulentes Souper mit Austern, Melonen und Trüffeln hat auftragen lassen, verschwindet sie auf Rimmerwiedersehen und läßt den wartenden und in seiner Geduld die Zeitung lesenden Onkel zurück, der sich natürlich die Sache viel poetischer gedacht hat.

Die drei Herren mit ihren Rosa-Dominos kommen am Ende auch mit dem seine Schöne auffuchenden Onkel zusammen. Allgemeines Erstaunen. Jeder der Herren hält sich für verathen und der Student verbirgt sich vergeblich. Der dritte Domino verschwindet, und der Onkel führt die beiden andern nach Hause.

Man sollte meinen, daß die Lösung dieser vielen Verwicklungen kaum mehr hin-

reichenden Stoff zu einem ganzen Akt geben könnte. Doch ist es so, und gerade dieser Aufzug ist weitaus der beste und lustigste des ganzen Stücks. Auch er hat sein eigenes neues *Luiiproquo*, das diesesmal weder durch drei anonyme Briefe noch einen dritten *Domino*, sondern durch ein Armband herbeigeführt wird.

Der Onkel hat auch eine Gattin, welche Kant's Ausspruch in der Anthropologie, daß die Frauen herrschen und die Männer regieren, wenigstens halbwegs Lügen straft. Diese fromme Kantippe herrscht und regiert. Ihr Gemahl ist ein willenloses Nichts, das ganz unter ihrem Pantoffel steht. Sie hat im ersten Akt dem Studenten ein zerbrochenes Armband gegeben, damit er es dem Goldschmied bringen sollte. Der Better erfüllte zwar dies Gebot, vergaß aber das reparirte Armband wieder seiner Besitzerin zurückzugeben. Ja, der Junge ging sogar in seinem Champagnerrausch so weit, es seinem *Domino* als dankbares Andenken zu übergeben. Der dritte *Domino* steckte das geschenkte Bracelet sofort an den Arm; dort wurde es auch von den beiden Ehemännern bemerkt. Als es am folgenden Morgen zur Erklärung kommen soll, entdeckt der eine Ehemann die Wehllichkeit des Papiers, worauf seine anonyme Einladung geschrieben war, mit demjenigen, das in der Mappe seiner Frau liegt. Die beiden Männer vergleichen ihre Billets: Die nämliche Schrift, der nämliche Stil, das nämliche Phantasi-Wappen auf dem Papier. Sie erkennen, daß ihre Frauen ihnen einen Streich gespielt haben und suchen die nothwendige Erklärung unschädlich zu machen, indem sie ihr zuvorkommen und sich stellen, als hätten sie es wohl gewußt, daß ihr reizender *Rosa-Domino* niemand anders war, als ihre Ehehälfte, sie wären sonst nicht so led gewesen. Allgemeines Wohlgefallen, allgemeine Versöhnung. Ein einziges Wort zerstört den Einklang.

Im Bestreben, seine Schuld so viel wie möglich zu vertuschen, geht der eine Ehemann zu weit. Er glaubt, seiner Frau nichts Neues mitzutheilen, als er von ihrem Armband, ihrem Kaffeesteden und Riß in ihrem *Domino* und überhaupt von ihrer erschreckenden Härtslichkeit spricht. Die arme Frau weiß nichts von all' diesen süßen Erinnerungen und erkennt nun plötzlich, daß eine Verwechslung oder vielmehr ein Verrath, eine Untreue stattgefunden hat. Sie überschüttet ihre Freundin mit Vorwürfen, denn es gilt ihr für ausgemacht, daß diese zu spät die Lärmglocke geläutet hat. Man holt die beiden *Domino*-Anzüge herbei und beweist sich gegenseitig, daß keiner weder beledet noch zerrissen ist. Um so wüthender überhäufen sie jetzt ihre Ehemänner mit ihren Zornausbrüchen, denn Bracelet, Fled und Riß beweisen deutlich, daß die Ungetreuen die schönere Hälfte der Nacht in der Gesellschaft eines weniger scrupulösen *Rosa-Domino* zugebracht haben.

Ein Zufall leistet den dritten Beweis für die Existenz eines dritten *Dominos*. Ein Kellner überbringt ein Armband, das ein *Rosa-Domino* im Cabinet particulier hat liegen lassen. Es gehört keiner der beiden Frauen. Da bringt ein anderer Zufall die Tante herbei, die das Bracelet sofort als das ihrige erkennt. Neues *Luiiproquo*. Die beiden Herren schneiden bestürzte Gesichter, ihre Frauen brechen in ein schadenfrohes Gelächter aus, die Tante aber entgegnet auf die Anspielungen mit einem zornigen: „Halten Sie mich denn für eine leichte Person?“ Zum Glück ist der Student zur Stelle, der denn auch sofort eingesteht, das Armband seinem *Rosa-Domino* geschenkt zu haben, den er übrigens nicht erkannt haben will.

Erst jetzt erfolgt rasch und sicher die Lösung. Die beiden Frauen erinnern sich des Dienstmädchens, dem sie jene Briefe diktierten und das sich seltsamerweise heute noch nicht blicken ließ. Man findet ihr Zimmer leer; der ausgeflogene Vogel hat bloß einen *Rosa-Domino*, den dritten zurückgelassen. Die Joste hat, (ein sehr glücklicher Einfall der Autoren!) sich selbst gerichtet und ist durchgebrannt ohne die Abrechnung zu verlangen, ja ohne nur den Mitschuldigen an diesem Abenteuer mitzunehmen. Dieser, der *Rosa-Domino*, wird geprüft: man findet den Kaffeefleck und den Riß im Ärmel. Der Herr des Hauses und sein Freund haben nacheinander die Eroberung von Madames Dienstmädchen gemacht. Dies *Ridicule* ist ihre Sühne, und die Sühne rettet gewöhnlich auf dem Theater die Moral.

Nichts liegt mir ferner, als dieses Stück als das beste in seinem Genre oder es

überhaupt als gut anpreisen zu wollen. Ich weiß wohl, daß die Verfasser sehr übel weg kommen, wenn man nach dem ethischen oder künstlerischen Werth der *Dominos roses* forschen wollte. Selten mehr als hier fühlt man die tiefe Wahrheit, die in *La Fontaine's* Stoßfeuer liegt: „*Les delicats sont malheureux!*“ Für die deutschen Begriffe von Wohlstandigkeit ist jedenfalls der zweite Akt zu pariserisch, obwohl man in der Operette schon Gewagteres nicht nur verbaute, sondern auch mit Beifall aufgenommen hat. Jedenfalls thut der Uebersetzer gut, wenn er dieses Stück, das hier mittelmäßig gespielt wurde und doch einen so großen Erfolg errang, jener scharfen *Retouche* unterwirft, die fast alle auf deutschen Boden versetzten Pariser Stücke benöthigen, damit die „*Delicaten*“ keinen Anstoß nehmen.

Nirgends kommt der Genre von *Delacour* und *Hennequin* zum prägnanteren Ausdruck, als in den „*Rosa-Dominos*.“ Die Erfindung überrascht keineswegs durch ihre Neuheit. Diese *Dominos* haben schon auf manchen Bühnen, in manchen Stücken gedient, aber ich bezweifle, daß sie jemals in einer mehr amüsanten, tollen und anziehenden Maskerade erschienen sind. Was nicht neu ist, erneut sich hier jeden Augenblick durch ein neues Detail, eine neue Ueberraschung. Man sagt sich: Ich muß das schon irgendwo gesehen haben! Dann wendet der Gang der Handlung, ein Zwischenfall tritt ein, Alles verändert sich und man glaubt sich vollständiger Originalität gegenüber. Das Unvorhergesehene, die Ueberraschung, regiert den ganzen dritten Akt. Jeder Schlag eines vorhergehenden Aufzugs findet hier seinen Gegenschlag, der umso besser wirkt, als die Vorbereitung bei aller Sorgfalt leicht und diskret war. Eine einzige Idee liegt diesen Chaos von Verwicklungen zu Grunde und gibt ihm Licht, Klarheit, Uebersichtlichkeit. Die Hast, womit sich die *Quidproquos* folgen, ist dennoch weise gemäßigt und ab und zu von einer Scene unterbrochen, die mehr ausgeführt ist, — wie um Athem zu schöpfen. Der Dialog ist fast nur Skizzirt, wenigstens aufs Rothwendigste beschränkt. Der Esprit sagt nur, was er muß; er ist das Resultat der Situation; er thut was er kann und nicht was er will. Zu den *Dominos roses* haben die Autoren ein Duzend Lustspiele geplündert. Wie viele Duzende von Lustspiel dichtern werden diese Posse plündern? Des Studiums, namentlich von Seiten unserer Possenschreiber, ist sie werth, man mag über ihren Werth denken, wie man will. Jedenfalls soll man über das „billige“ *Quidproquo* im Lustspiel nicht geringschätzig urtheilen, denn es scheint doch nicht ganz so wohlfeil zu sein, wenn man erwägt, wie sparsam wir mit guten Intrigenstücken bedacht sind.

Kritische Rundblicke.

Eine neue Anthologie.

Wenn Seume geahnt hätte, was heutzutage Alles an Liedern producirt wird, so würde er gewiß diejenigen nicht für böse Menschen erklärt haben, die keine Lieder kennen. Im Gegentheil sind uns gerade diese die Liebsten von allen Einsendern und niemals gehen wir ohne stilles Bangen an die Prüfung einer neuerschienenen Gedichtsammlung. Um so freudiger überraschten uns Karl Wöltcher's „deutsche Dichterhelden“ (bei Wilhelm Köhl in Leipzig erschienen), eine der geschmackvollsten und interessantesten Blumentesen, die seit langer Zeit auf den Büchermarkt gekommen sind.

Zunächst war es schon ein äußerst glücklicher Gedanke der Verlagshandlung, die dichterischen Beiträge handschriftlich darzustellen, so daß die Käufer des Buches eine reiche Autographensammlung erhalten. Es ist sehr lohnend, ja es ist lehrreich, diese Handschriften mit prüfendem Auge zu betrachten. Sie erzählen von Art und Wesen ihrer Urheber mehr, als mancher Biograph zu berichten wüßte. Wie charakteristisch ist z. B. der Gegensatz zwischen Laube's energischen unzweideutigen Schriftzügen und dem glatten ängstlichen Gefirpel von Karl Frenzel. Die Schrift von Eduard Grisebach erscheint als ein ebenso absichtlicher Archaismus, wie wir manchen in seinen Gedichten finden. H. E. Brachvogel, einer der regsten literarischen Geschäftleute, hat bezeichnend genug eine sehr „kaufmännische“ Handschrift; die von Oskar von Redwitz kam uns ziemlich „ausgeschrieben“ vor. Johannes Scherr schreibt sehr „geradezu“. Emanuel Weibel's Worte zeigen Schwung und Fülle. Bauerfeld hat seine Epigramme gegen den „Alten in Rom“ offenbar mit einer sehr spitzen Feder geschrieben, während die Verse der Marx litt auf einen . . . Wänsetiel hindeuten. Die schief durcheinander

laufenden Zeilen aber, die Hieronymus Vorm beigetragen hat, erzählen schon in ihrer äußern Gestalt von der Unglücks Geschichte eines langen Lebens; der Dichter ist fast ganz des Augenlichtes beraubt und leidet noch außerdem unter der Blindheit, welche die Masse verhindert, seine echten Vorzüge herauszufinden.

Noch nicht nur die Keußerlichkeit, auch der Inhalt der „deutschen Dichterhelden“ verlohnt, daß man mit ihnen bekannt wird, wenn auch nicht Alles von gleichem Werth ist. Bodensiedt hat ein prächtiges Gedicht: „Nach dem Gewitter“ beigetragen. Felix Dahn konnte natürlich nicht umhin, auch hier etwas Patriotismus abzuladen. Er beginnt seine Strophen mit den Zeilen:

„Heil Euch im Siegerfranz,
Schirmer des Vaterlands!“

worauf ich nicht umhin konnte, unwillkürlich hinzuzufügen:

„Ach, wie ist's möglich, Dahn,
Daß ich Dich lassen kann!“

Von Ernst Eckstein fand ich zu meinem großen Staunen keine Gynnasial-Humoreske zu 1 Mark, sondern ein wirklich schönes Gedicht, das mit der melodischen Strophe beginnt:

„Still und verborgen
Trage dein Weh:
Wonne und Sorgen
Schmetzen wie Schnee;
Kummer und Reue,
Alles zerstoß!
Es vergißt selbst die Treue,
Wie treu sie geliebt.“

Ferdinand Freiligrath gibt die Uebersetzung eines Gedichts von Tennyson, Emanuel Weibel zwei wundervolle Strophen. Karl Geroch richtet in „reimlos metrischen Zeilen“ ein Gebet an Gott! Wenn Gott dies Gebet verstanden hat, so will ich an seiner Allmacht in Zukunft nicht zweifeln . . . Kernhaft ist ein Spruch von Anastasius Grün:

Könne wollen,
Wolle können.
Witter sollen,
Menschen gönnen
Dann dem Wollen
Nuch das Können.

Nach was Julius Grosse, Karl Guplow, Hans Herrig beigetragen hat, ist beifallswerth. Von Paul Henje habe ich schönere Nieder gelesen. Ergreifend ist ein Gedicht von Holtei, das mit der Strophe endigt:

Woll dich Herz nun brechen,
Das kein Muth erwarb,
Wied wohl Einer sprechen:
Schade, daß er starb?

Kinkel's Gedicht ist trefflich. Paul Lindau bietet einen Entwurf zu einer französischen Sensationskomödie, der zwei droilige Wendungen bietet, aber schließlich pointelos im Streusande verläuft. Hermann Lingg theilt aus einem Drama folgende markige Ballade mit:

Im König Manfred weinen
Sizilien und Tarent.
Es rogt ein Mal aus Steinen
An der Brücke von Benevent.
Ein Fels, wie großer Keinen
Der Kühen Italiens kennt,
Ruht unter dem Mal aus Steinen
An der Brücke von Benevent.
So lang die Sonne wird scheinen
Und die Sterne am Firmament,
Schreit Rache das Mal aus Steinen
An der Brücke von Benevent.

Aus einem längeren Gedicht von Alfred Reihner gegen die Bestimmten ist die letzte Strophe hervorgehoben:

Lebt ich, was einst zu Grabe fuhr —
Ertrag' es als ein Mann,
Dass jede Plebsche einmal nur
Getrunken weihen kann!

Albert Träger gibt den Trostlosen einen recht eigenthümlichen Rath:

Wenn du dein Glück verloren hast
Und Nichts (!) der Trost und Lieben bringt,
Dann — — —

Man rathe einmal der Leser, was man in solchem verzweifeltsten Augenblicke thun soll. Unser gemüthlicher Dichter antwortet:

Dann schau' den Vogel auf dem Ast.
Der froh für sich sein Liedchen singt,
Und wenn der Winter ihn erschreckt,
Sein Rhythmen, das vor Kälte drbt,
Gebalbig unter'n Flügel fiedt,
Es hat gelungen und gelobt.

Ich gestehe, daß mir im Schmerz die Betrachtung eines Vogels auf dem Ast immer nur eine sehr unzulängliche Beruhigung gewährt hat.

Von den zahlreichen übrigen Beiträgen (wir finden u. A. auch Schöffel und Storm vertreten) will ich nur noch Julius Rodenberg's

„Spagelied“ anführen, das an Rückert's Liebeswürdigste Gedichte erinnert:

Ich bin wohl ein gemeiner Dicht,
Das Singen gar verloh' ich nicht,
In schönen Reibern geh' ich nicht,
Es heißt mich auch kein Mensch nicht an,
Nur böse Waden bau'n und wann,
Die werfen mich mit Steinen;
Und dennoch will mir schelen,
Wie sei so schön die ganze Welt,
So blau die Luft, so grün das Feld —
Bier, hier, hier,
Ich habe die Welt so lieb!

Wir schließen mit einem Dankeswort an den Herausgeber, dem es gewiß keine geringe Mühe gemacht hat, hier so viel hübsche Gaben gastlich zu vereinen. D. Bl.

Essays von Hans Hopfen.

Hans Hopfen hat (bei Cotta in Stuttgart) einen Band „Streitfragen und Erinnerungen“ herausgegeben. Es ist eine krause buntschneidige Sammlung von Aufsätzen, die mit zu unwählerischen Händen zu eifertig zusammengeschüttelt wurden. Mancher Aufsatz ist gehaltreich und werthvoll, mancher andere ganz müßig und leer. Hopfen besitzt augenscheinlich eine zu weitgehende Vaterzärtlichkeit für seine journalistischen Geisteskinder. Er möchte gern kein einziges in abgesehenen Puffsäckern verkommen lassen. Er gibt sogar in väterlicher Fürsorge mehreren von diesen Geisteskindern einen genauen Tauf- und Geburtschein mit auf den Weg, indem er weislich bemerkt, daß der eine Aufsatz auf der Insel Föhr im August 1872, der andre in Berlin an einem 13. April, ein dritter hier, ein vierter dort das Licht der Welt erblickt hat — Ort- und Zeitbestimmungen, die keinen andern Zweck zu haben scheinen, als daß sie den Literaturforschern der Nachwelt jeden Streit über die Entstehungsgeschichte dieser Reliquien ersparen sollen. Den blinden Cultus, den die übertriebenen Goethe-Berehrer mit den Papierschnitzeln ihres Idols treiben, den treibt Hopfen als übertriebener Hopfen-Berehrer mit seinen eignen Papierschnitzeln. Er scheint der Meinung zu sein, daß die Düste seines Stils genügen, um das schon abgestorbene Tagesinteresse so einzuwallamen, daß es noch als Mumie der Betrachtung werth bleibt. Mumienhaft in der That ist der Inhalt von mehreren der dargebotenen Essays. Was soll es z. B. wenn uns Hopfen über das längst abgethane Theaterreform-

buch von Georg Koberle eine 60, sage 60 Seiten langeskritik zum Lesen — nein, zum Ueberschlagen vorlegt? Ebenso maßig ist der Zanf mit Otto Devrient über „Theaterfreiheit und Theaterzwang“. Als eine starke Zumuthung erscheint, es uns, über Aufführungen der Kleist'schen „Griechenwälder“ zu schreiben. In dem ersten dieser Aufsätze ist höchstens die Abfertigung von Rudolf Henze dankenswerth, der neuerdings an der Bearbeitungssucht leidet und sich wie eine Schweißfliege auf den Rand untrer alten Dichtungen setze. Die Skizze „Berliner Theaterfrühling“ konnte Hopfen aber in den Papierkorb werfen. Auch die Darstellung des Grillparzer'schen Schauspiels: „des Meeres und der Liebe Weken“ an der Berliner Hofbühne wird ausführlich besprochen. Aus welcher Ursache, zu welchem Zweck belästigt man uns mit solchen Ephemeriden? Ebenso überlebt sind die politischen Skizzen und einzelnen Erinnerungsbildern, wie „mon ami Justin“ und den „Bureausten-Johyllen“ haben wir unter den dichten Schleieren der Langenweile die Muse Hopfen's nicht mehr wiedererkannt. Wunderlich gemahnt es uns, in einem bei Cotta erschienenen Buche über die schauspielerischen Leistungen von Fel. Meyer und Herrn Weilenbed Berichte zu lesen. Aus dem Nekrolog über Bernhard Scholz (einen, wie Daniel Spizer sagen würde „heutzutage nicht mehr genannten Dichter der neuesten Zeit“) werden die meisten Leser erst erfahren haben, daß Scholz gelebt hat — und kann man noch den Thränen, die Hopfen den Dichtern Halm und Grillparzer nachweint, Glauben schenken, wenn er dieselben Thränen am Grabe von Bernhard Scholz vergießt und mit folgendem herzbrechenden Seufzer von ihm Abschied nimmt: „Die Nebel wallen, die Sonne blendet. Wir gehn die Augen über. Ich sehe nichts mehr. Fahrt wohl, alter tapferer Freund, männliche Seele Du, fahre wohl. . .“ Ist es aber nur eine persönliche Feindschaft, welche diese Zeilen diktiert hat, so will es mir nicht behagen, daß Hopfen sich mit seinem guthülftigsten Schmerz und den angenehm-thränenden Augen so sichtbar vor dem Spiegel der Oeffentlichkeit stellt. Kurz, auch dieser Aufsatz mußte herausbleiben. Nebenbei hat sich Hopfen oft nicht einmal Mühe gegeben, den einzelnen Feuilletons eine anständige buchgemäße Toilette zu geben, so daß uns Wendungen stören, wie die folgende: „Von dem Bielen, was ich noch zu sagen hätte und des knappen Raumes wegen in mein Herz zurückdränge“ u. . . Solche Zeitungsphrasen

hätten süglich ausgemergelt werden sollen. Sie entstellen fast jede Seite des Buchs.

Doch der Band enthält auch einiges Beachtenswerthe und Treffliche.

Dahin rechne ich den Aufsatz über Friedrich Halm, worin die Werke des Dichters sehr liebevoll gewürdigt werden. „Auf's Neue ist die Aethiologie, daß sich in Halm's Nachlaß noch Stücke finden, die von den Herausgebern seiner nachgelassenen Schriften zurückgehalten worden sind, so u. A. ein Komödienfragment: „Aristophanes in der Unterwelt.“ Hopfen bemerkt: „Die Beweggründe, welche jene Stücke von der Veröffentlichung ausgeschlossen haben, sind gewiß nur ehrenwerthe gewesen. Aber diese Beweggründe mögen so ehrenwerth gewesen sein, als sie wollen, da sie nicht aus dem ästhetischen Urtheil geschöpft sind, braucht das Publikum nicht nach ihnen zu fragen. Wie leicht können solche nur in wenigen Abschriften vorhandenen Blätter im Privatbesitz verdorben oder gar verloren werden? Und es handelt sich um Arbeiten aus der reifsten Periode Halm's. Die Oeffentlichkeit hat ein Recht auf den ganzen Dichter und der Dichter — auch der verstorbene — ein Recht auf die ganze Oeffentlichkeit. Mögen die Herausgeber ihm und der Oeffentlichkeit gerecht werden.“ Vielleicht fruchtet das Memento.

Der Aufsatz über Grillparzer enthält nichts Neues und Selbstständiges und ist nach dem Erscheinen der Gesamtausgabe überflüssig geworden. Indessen ist dieser Essay wegen seiner stilistischen Reize lesendwerth. Wie schön ist der Schluß der Beschreibung des Leidenbegängnisses: „Um halb sechs Uhr Abends erst hatte der letzte Redner seinen kurzen tiefergriffenen Abschied gesprochen. Hoch am dunkelnden Himmel stand der Mond; er legte seine vollen magischen Strahlen in die offene Gruft, ein silbernes Bahrtuch, darauf die kostbare Truhe langsam in die Tiefe glitt. Die goldene Leier am nachbarlichen Grabe Beethoven's wiederstrahlte friedlichen Glanz. Die Welt war ärmer geworden. . .“ Originell ist in diesem Aufsatz auch ein Gleichniß, worin Hopfen die Verfasser von Buchdramen, die sich an eine nicht vorhandene Schaubühne wenden, mit Tonbildern vergleicht, die etwa ein Violinconcert für die Posaune schreiben, oder mit Malern, die ein Transparent auf eine Panzerplatte pinseln wollten. — Zu Rug und Frommen der Besitzer von Grillparzer's Werken führen wir auch noch zwei Conjecturen an, durch welche Hopfen zwei

Schreib- oder Druckfehler in der „Zubin von Toledo“ verbessert. Im Beginn des 2. Aktes (Bd. 7, S. 177) räsonniert ein Höfling:

Sie ist schön und eine Köchin,
Und da die liebe Theoseth ist 'ne Thärin,
Gesährlicher als selbst die schlauste nicht.

Hopfen hat Recht, wenn er das folgendermaßen korrigirt:

Sie ist schön und eine Köchin,
Und da die liebe Theoseth, ist 'ne Thärin
Gesährlicher als selbst die schlauste nicht.

Im 5. Akte (Bd. 7 S. 239) sagt der König:

Das in Arabiens Wästen

Der Wanderer . . .

Wit einem Wal ein hüthend Eiland trifft,
Umbrantet von dem See der trocknen Stellen.

Das muß heißen: „umbrantet von dem See der trocknen Wellen“, wie Hopfen einleuchtend vermuthet. Grillparzer nennt die Wüste ein Meer von Sandwellen und die Oase ein Eiland in diesem Meer.

Lebendig und berecht ist der Kussag über Hermann Lingg, doch wird der Verfasser hier im Eifer des Gefechtes bisweilen verleitet, mit hitzigem Muthe eine offene Thür einzurennen. So ruft er einmal in barschem Tone: „Die Kunst darf im Himmel und auf Erden nehmen, was sie brauchen kann, aber auch nur das . . .“ Diese Behauptung ist inhaltslos wie eine ausgeblasene Hölse. Es fragt sich ja eben nur: „Was kann die Kunst brauchen?“ Darüber wollen wir etwas hören. Alles übrige kann uns nichts helfen.

Endlich verdient noch der Kussag gegen die Reiningers sehr hervorgehoben zu werden. Diese Wanderbühne erregt noch immer bei ihren Wiedererscheinungen in Berlin das Begeisterungsgeheul mancher Kritiker. Auf dem Wege einer maßlosen Selbstanpreisung, zu der sich viele Blätter der Hauptstadt willig gebrauchen lassen, haben sich diese wandernden Künstler einen Ruf zusammengetrommelt wie ihn keine andere kleine Hofbühne bisher erlangt hat. Sie verdienen diesen Ruf nicht, denn was sie in ihren Vorstellungen zu Werke bringen, ist meist nur ein glänzender Einband um ein leeres Buch. Sie

sind nicht mehr und nicht weniger als die fähigsten theatralischen Buchbinder, die man sich denken kann, d. h. sie wissen das Weiberliche der Bühnenkunst zu bewältigen, aber in dem schönen Hof steht ein schöner Körper und in dem schönen Körper würde man keine schöne Seele finden. Hopfen führt das sehr energisch aus. „Alles das“, bemerkt er, „was neben der Leistung des Schauspielers auf der Bühne zu sehen ist, darf nie aufdringlich werden für die Beobachtung des Zuschauers. Weder durch ein Zuviel noch durch ein Zuwenig. Aber das Zuwenig ist lange nicht so störend wie das Zuviel. Denn eine mangelhafte Ausstattung, selbst ein Ungeschild läßt sich durch die Kunst des Schauspielers verdecken, läßt sich über ihn vergessen. Alles dagegen, was die gemeine Schaulust absichtlich zu beschäftigen geeignet ist, entzieht dem Hauptzweck des Dramas einen Theil meiner Aufmerksamkeit. Tritt vollends die Leistung der Rimen programmäßig hinter den scenischen Prunk, den archäologischen Firtlesang, das Getümmel der Compariererie zurück, so weiß ich schlechterdings nicht, wie meine arme Seele zu Furcht und Mitleid geheißen soll — es wäre denn zu Mitleid mit den Darstellern und zu Furcht vor dem Verfall der Kunst . . .“ Es ist möglich, daß Hopfen da ein Wenig übertreibt, aber der Ruhm, der den Meinungen anposaunt wird, muß solche Uebertreibungen nothwendig hervorrufen. Es ist mit den Parteimeinungen wie mit den Pendelschwingungen: Wieviel das Pendel nach der einen Seite vorgestoßen wird, ebensoviel muß es nach der andern Seite wieder zurückschellen, sonst bleibt die Fortschrittsuhr stehen. Darum gilt uns auch Hopfen's Kussag als ein dankenswürdiger Anstoß.

Schade, daß sich der Verfasser nicht entschlossen, ein dünnes, aber erfreuliches Buch herauszugeben. In ihrer gegenwärtigen anspruchsvollen Belebtheit beweisen die „Streitfragen und Erinnerungen“ an vielen Stellen eine Selbstüberschätzung des Autors, die den kritischen Widerspruch herausfordert. D. Bl.

Miscellen.

Gustav Kühne wird nach langem Schweigen im Herbst dieses Jahres einen Band Novellen: „Rom und Wittenberg. Klosternovellen aus Luthers Zeit“ erscheinen lassen.

Kurt Noof glossirt in einer Zuschrift an uns den Titel der „Deutschen Dichterhelden“ von Karl Vöttger in folgendem Epigramm:

Der Titel scheint mir wahrlich gut:
Mit solchen Versen ohn' Erdröthen
Vor's deutsche Publikum zu treten —
Dazu bedarf es Heldenmuth.

Aus unsrer in diesem Heft abgedruckten Besprechung ersieht der Leser, daß wir nur für den kleinsten Theil des Buches dies Epigramm zutreffend finden.

Welche naiven Taktlosigkeiten bisweilen in Briefen an uns mitunterlaufen, davon lieferte ein österreichischer Schriftsteller eine Probe, indem er uns ein von ihm herausgegebenes Buch mit folgenden Zeilen schickte:

„Wenn Ihnen das Buch gefällt, so bitte ich Sie, öffentlich darüber zu schreiben, wenn Sie es aber für zu schlecht halten, so wollen Sie es als Geschenk von mir betrachten.“

Wie großmüthig! . .

In der ersten Auflage von Julian Schmid's französischer Literaturgeschichte findet sich wörtlich folgender Ausruf über George Sand:

„Sie war trotz ihres Liberalismus auf ihre vornehme Abkunft nicht wenig stolz, denn ihr Sohn war keine geringere Person, als der Marschall von Sachsen, der Bastard August des Starken.“

Hiernach hätte George Sand mit August dem Starken ein Verhältniß gehabt.

In einem amtlichen Bulletin des „Anhaltischen Staatsanzeigers“ vom 6. Juni d. J. findet sich folgende Blüthe des Stils:

„Mit innigem Danke gegen die Gnade und Hilfe des allmächtigen Gottes hat sich nun bei allen Hohen Patienten die Krankheit zur Genesung gewendet.“

„Meeresstille und wilde Wellen“ betitelt sich ein Band Gedichte von Julius Gräfe (Leipzig, Verlag von Joh. Fr. Hartmann), worin wir folgenden Herzenserguß entdeckten:

Auf einem Berge.

Zum Entzücken ist die Gegend.
Stolze Burgen seh' ich winken.
Unten ruhen Blumenthäler,
Drauf sich Hirt und Herde wiegen.
Alles ist so schön, so herrlich,
Doch gewandert bin ich lange
Und ich tränke gar zu gerne
Eine Tasse schönen Kaffees.

Natürlich sind nicht alle Gedichte des Bandes von diesem Genre; einige verrathen sogar ein leidliches Formtalent. Wozu aber diese vorzeitige Herausgabe einer Sammlung? Es ist erstaunlich, welche Eile die jungen Poeten haben, Bücher zu schreiben, und wieviel Zeit sich dagegen das Publikum nimmt, eh' es sie liest.

„Die Humanität macht doch gar keine Fortschritte,“ rief jüngst ein Melancholiker aus.

Man frag nach der Begründung.

„Nun, früher peinigten die Fürsten ihre Völkler mit Marterinstrumenten und jetzt schreibt der Herzog Elmar von Oldenburg Lustspiele . . . Wo ist der Fortschritt?“

Im „Journal amusant“ fanden wir kürzlich folgenden bezeichnenden Scherz:

Eine junge Pariserin wurde von einem ihrer Bekannten, einem dramatischen Dichter, mit mehreren Billets zur Aufführung seines neuesten Stückes beschenkt. Sie sprach den Dank für die Freundlichkeit aus, fügte aber die Frage hinzu!

„Sagen Sie, lieber Freund, ist der Inhalt des Stückes auch derart, daß man seine — Mutter mitnehmen darf?“ . . .

Nordseebild.

Die Wellen brechen sich am Strand. —

Ein Jüngling sitzt im Uferstrand

Und liest als Labung seinem Ohr

Sich selbstbegang'ne Verse vor.

Schon las er fast den ganzen Band. —

Die Wellen brechen sich am Strand.

D. Bl.

Ein Berliner Reporter hatte kürzlich wegen eines Preßvergehens eine sechswöchentliche Haft abzuhüßen. Als er wieder freikam, frugen ihn seine Freunde:

„Nun, Du hast Dich draußen wohl recht gelangweilt?“

„O durchaus nicht. Ich habe schriftstellerisch gearbeitet.“

„Du schriftstellerisch — was denn?“

„Neuigkeiten für drei Monate.“

Kleine Lesefrüchte.

„Es ist nutzlos, Jemandem zu befehlen, nicht zu untersuchen, sondern zu glauben. Mit demselben Recht könnte man einem Menschen gebieten, nicht zu wachen, sondern zu schlafen.“ (Lord Byron.)

„Die Dichtkunst gefällt darum, weil sie dem Geiste die Dinge um uns her weit angenehmer darstellt als diese sich ihm von selbst darstellen.“ (Johnson.)

„Einem großen Volke fehlten große Geister nie, die es schildern, wie von den hohen Alpen rings Seen fließen, darin sie sich spiegeln.“ (Wolfgang Menzel.)

„Wir sehn das Glück, wie den Regenbogen, nie über dem eignen Haupte, sondern immer über fremdem.“ (Derselbe.)

„Es giebt unvollendete Genien, die aber, wie der Kölner Dom, hoch ragen über die kleine fertige Welt unter sich.“ (Derselbe.)

„Unser Herz verhärtet sich ein wenig, eh' es schmilzt, gleich dem Schnee.“ (Derselbe.)

„Sage etwas, das sich von selbst versteht, zum ersten Mal, und du bist unsterblich.“ (Marie v. Ebner.)

„Auf jeder Leipziger Messe hört man von den Buchhändlern den Senfser: Ach, daß die deutsche Literatur so zurückkommt!“ (Adolf Mafsbrenner.)



Zur Nachricht. Sendungen und Zuschriften für die Redaction der „Neuen Monatshefte“ sind an Herrn Dr. Oscar Blumenthal, Berlin S. W., 32 Halle'sches Ufer zu richten.

Verlag von Ernst Julius Bärthel in Leipzig. — Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.

Für die Redaction verantwortlich: Ernst Julius Bärthel in Leipzig.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterjagt. Uebersetzungsbrecht vorbehalten.



Deutsche Rundschau.

Erscheint in Monatsheften von 160—176 Seiten gr. 8. zum Preise von 6 Mark pro Quartal.

Diese von Jul. Rodenberg redigirte Zeitschrift, überall im Inhalte wie im gesammten Auslande anerkannt als

repräsentatives Centralorgan der gesammten deutschen Culturinteressen

bringt Novellen und Romane, wissenschaftliche Essays aus allen Gebieten des geistigen Lebens, eine literarische Rundschau, eine Berliner und Wiener Monatschronik über Theater, Kunst und öffentliches Leben, sowie politische und volkswirtschaftliche Artikel. Sämmtliche Beiträge von den ersten Männern der deutschen Schriftsteller- und Gelehrtenwelt.

Die **Verbreitung** der „Deutschen Rundschau“ — die gegenwärtige Auflage beträgt **10,000 Cop.** — in Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Rußland, England, den Niederlanden, dem skandinavischen Norden, Amerika, bis zu den fernsten überseeischen Küsten, wo Deutsche leben, wird von keiner zweiten Zeitschrift gleicher Tendenz erreicht.

Der **Referent** gehört **ausschließlich den gebildeten und wohlhabenden Ständen an.** Da die **Inserate** einen **integrirenden Bestandteil des Heftes bilden** und **dauernd in den Händen des Publikums bleiben**, ist allen Anzeigen **neben weitester Verbreitung auch nachhaltigster und lohnendster Erfolg** gesichert. [74

Insertionspreis: 40 Pfg. pro einmal gespaltene Zeile.

Normal-Inseratenzeile (circa 45 Buchstaben):

| Wiesbaden altberühmte alkalische Sodafalz-Thermen |

Im Verlage der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ebenbürtig.

Roman in Versen

von **Adolf Friedrich von Schack.**

Prosa. Mt. 3. — Elegant gebunden Mt. 4. —

[73

Reiche komische Erfindung und scharfe Satire, durch welche doch oft ein voller Klang höherer Poesie hindurchtönt, zeichnen diese humoristische Dichtung aus.

Stuttgart, Mai 1876.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Ein neues Werk von Johannes Scherr.

Soeben erschien bei Ernst Julius Gänther in Leipzig und ist in jeder Buchhandlung vorrätzig:

Größenwahn.

Vier Kapitel aus der Geschichte menschlicher Narrheit.

Mit Zwischenjagen.

von

Johannes Scherr.

Ein harter Band von 30 Bogen groß 8°.

Preis 7½ Mark; elegant gebunden 9 Mark.

Inhalt:

Prästudium. — Mutter Eva. — Jan Bodeffon, der Schneiderkönig. — Die Oekreuzigte Geschichte einer Heilandin. — Das rothe Quartal.

Zwischenjagen: Die Geschichte von Ambrosius Sigar, dem Ordnungshauatier — Die frohe Botschaft aus Jora-Bije. — Ein literarischer Dialog.

Einband-Decken

zu dem ersten bis dritten Bande der
Neuen Monatshefte für Dichtkunst und Kritik,
eleg. in Engl. Leinwand mit stilvollen Arabesken in Gold- und Schwarz-
druck, reich verziert, sind zum Preise von 1 Mark 50 Pfge. durch alle
Buchhandlungen zu beziehen.

Im Verlag der Unterzeichneten sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Streitfragen und Erinnerungen

von
Hans Hopfen.

8°. Broschirt Mark 7. —

[76

Im kaleidoskopischer Manier bietet der bekannte Verfasser Skizzen, in liebevollster Weise der Erinnerung an verstorbene und noch lebende Berühmtheiten geweiht, und ebenso Betrachtungen über literarische und Tagesereignisse, die in jüngster Zeit das Interesse der gesammten gebildeten Welt in Anspruch nahmen. Der Stil und die Art und Weise der Behandlung gegebener Stoffe Seitens Hans Hopfens ist bekannt und zumal bei den Streitfragen reich er die Beweisführung in die wichtigste und eleganteste Form zu kleiden.

Stuttgart, Juni 1876.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bulwer's letzter vollständiger Roman!

Im Verlag von Ernst Julius Gantner in Leipzig erschien in autorisierter Uebersetzung:

Kenelm Chillingly.

Roman

von

Edward Bulwer.

Aus dem Englischen von Emil Lehmann.

Billige Ausgabe.

3 Bände. Preis 6 Mark.

Das Geschlecht der Zukunft.

Roman

von

Edward Bulwer.

Aus dem Englischen von Jenny Bickowska.

1 Band. Preis 3 Mark.

Die deutschen Zeitschriften die Entstehung der öffentlichen Meinung.

Ein Beitrag zur Geschichte des Zeitungswesens

von
Heinrich Wuttke.

3. Auflage.

In einer Zeit, wie der jetzigen, wo die Presse den größten Einfluß auf die Bildung der politischen und öffentlichen Meinung ausübt, ist es wohl nicht genug anzunehmen, wenn eine Persönlichkeit wie Prof. Dr. Heinrich Wuttke seine Zeit der Beobachtung derselben widmete und ein Werk schrieb, das diesen Gegenstand mit einer Sachkenntnis und einem Fleiße behandelt, wie bisher nicht geschehen ist.

„Die deutschen Zeitschriften und die Entstehung der öffentlichen Meinung“, wie der Titel des Werkes in dritter Auflage erschienenen Buches lautet, giebt uns auf 446 Seiten ein Bild unserer heutigen Presseführung und der verschiedensten Einflüsse des Geistes der Großbüreau's, Staatsmänner, Staatsleute etc. auf die Presse und sagt, wie durch diese letzteren die öffentliche Meinung eben „gemacht“ wird. Außerdem hat der Autor, wie zu erwarten war, über viele allgemeine Fragen seine Auffassung mitgeteilt und sein Urtheil abgegeben. Das Werk, dessen Uebersatz bereits viele Tausend Exemplare betragt, ist bis auf die Gegenwart fortgeführt und vielfach vermehrt. Wir lassen hier nur kurz den Hauptinhalt folgen:

1866. Einfluß der Presse, Zeitschriften und Bücher. Die Zeitung, Lesen und Benützung der Zeitungen, französisches Litterarier und Zeitungsgewerbe, Neclame. Die Schriftsteller, Gewöhnliche Lage der deutschen Schriftsteller, Fernommenheit vieler Schriftsteller, Nothwendige Einwirkung der Romanleser. Rückbildung der deutschen Presse von der Schwäche. Herrschaft der Scriberer. Wichtige Beschaffenheit des Staatsrechts. Der Zeitraum 1830—1847. Die Leser. Die Berichterstatter. Lithographirte Correspondenzen. Verbreitung derselben. Lithographirte Berichte. Zeitungen. Verhalten der Regierungen. Verhältnisse in Preußen. Wirkfamkeit der Berliner Großbüreau's, Einbringen der Großbüreau's. Offizielle Zeitungen. Verhältnisse in Hannover und Bayern. Die großbüreau'sche Presse. Staatsmänner von 1849—1866. Oesterreichische Verhältnisse zur Presse. Die großbüreau'sche Presse. Oesterreichische Verhältnisse. Oesterreichische Regierendepresse. Abhängigkeit der lithographirten Correspondenzen, Verarmung der Presse. Bedürfnis der Presse. Urtheile über die Großbüreau's. Sonderlicher Einfluß auf die Schriftsteller. Staatschriftsteller. Telegraphische Einhalt. Reuters's telegraphische Anstalt. Wolff's telegraphische Anstalt. Verhältnisse unter den telegraphischen Anstalten. Kleinbüreau's der Weltweit. Abhängigkeit der Zeitungen von Telegrammen. Die Telegrafische. Rückbildung der Zeitungs. Die Telegramme unter Regierungseinfluß. Nothwendige Einwirkungen der Telegraphie. Macht der Zeitungen. Wichtige Beschaffenheit der Tagespresse. Die öffentliche Meinung. Einwirkungen der Zeitungen auf die unpolitische Menge. Wirkfamkeit der Zeitungen. Die Gewohnheit eine Abhängigkeit. Zustand des Zeitungsgewerbes.

1874. Die Macht der Tagespresse. Wirkfamkeit und Reberri. Geschwindigkeit und Schweißbarkeit der Zeitungen gegenüber der Wirkfamkeit. Wirkung einer falschen Staatsführung. Geschwindigkeit der großen Tagespresse. Einfluß der großen Mächte. Umfang des deutschen Zeitungsgewerbes. Umfang der deutschen Tagespresse in der Schweiz und Nordamerika. Die unpolitische deutsche Presse. Umfang des Zeitungsgewerbes. Keuzere Verhältnisse. Verbreitung einer Zeitung. Vertrieb. Zeitungsgewerbe. Druck- und Kupferblätter. Verbreitungsgewerkschaften. Umfang des Zeitungsgewerbes. Schließungen. Ständige Verhältnisse. Mittel zur Verbreitung. Unterhaltungsblätter. Großer Absatz der Weltblätter. Schönezeitige Zeitblätter und Schriftsteller. Verbesserung in der Lage der Schönezeitiger. Neue allgemeine Zeitschriften. Weltblätter. Wissenschaftliche Zeitschriften. Uebige Lage derselben und der Gelehrten. Einfluß der Weltblätter. Veränderungen seit 1866. Lithographirte Correspondenzen. Rückzug. Herausgeber. Mangel an Einhalt bei der Herausgabe. Schwächung des Weltblattes. Abhängigkeit der Herausgeber und der schriftstellerischen Presse. Gegenwärtiger Stand der politischen Presse. Die katholische Presse. Die sozialdemokratische Presse. Einfluß zur Abhängigkeit der Abhängigkeit. Verhältnisse der Telegrammenhalten zu begreifen.

1876. Die Presse des neuen deutschen Reiches seit 1866. Das Berliner Großbüreau's. Der Neptillienfond. Die Zeitungen und das Großbüreau's. Einwirkung des Großbüreau's auf das Reichthum. Das Großbüreau's und die russische Presse. Die Bundesstaaten des Großbüreau's. Verhältnisse und Rationalität des im Jahre. Kritiken des Reichthums. Beispiele von der Abhängigkeit. Der dem Reichthum unterworfenen Armeebüreau's. Der wirkliche von Reichthum erlangte Reichthum. (Ausgedehnt). Die Parteien in der Presse des neuen Reiches. Ursachen des Ueberflusses im neuen Reich. Verfassung Andrejensfelder. Befugnisse vieler. Wirkung der Wirkfamkeit. Verbreitung. Die Berliner Zeitungen. Verhältnisse über den Reichthum. Behandlung der Presse. Wirkliche Lage der Staatschriftsteller im Reich. Schönezeitiger. Reichthumverhältnisse im deutschen Reich. Der Kulturkampf. Die österreichische Tagespresse. Die Wiener Tagespresse 1868. Die Wiener Tagespresse in der Nothwendigkeit. Wiener Berichterstatter und Unterhaltungsblätter. Die Wiener Tagespresse in den letzten 15 Jahren. Das sogenannte objective Verfahren. Art und Wirkung der Presse. Die Deutschen in Oesterreich. Die „Deutsche Zeitung“. Das Ministerium. Auswärtige, politische Einwirkungen auf die österreichische Presse. Schwäche der Tagespresse. Heiligt vieler österreichischer Zeitschriften. Verhältnisse der Wiener Presse. Verbindungsgewerkschaften. Die Wiener Presse. Verfahren der österreichischen Mächte. Bekämpfung der Reichthumverhältnisse. Abhängigkeit der Zeitungen. Das Ausgewiesene. Einwirkungen der Ausgewiesenen. Die Annoncenbüreau's. Ob Reichthumverhältnisse? Das Unterwerden von Zeitungen. Die Wahlenbewerber. Deren der Tagespresse. Die Reichthum der Bücher. Der Reichthum und die Wiener Presse. Wirkung des Reichthums. Die allgemeine Zeitung über das Reichthum. Geringe Wirkung öffentlicher Beleuchtungen. Schwierigkeit bei der Abfassung. Nachwort zur dritten Auflage. Zeitungsgewerbe.

Preis 4 Mark.

Im Verlage von **Paul Krause** in **Wunnebedel** ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Im Fichtelgebirge.

Ein Waldstrauß
von **Ludwig Bapf.**

Elegant cartonirt mit Goldschnitt und Lithograph. Titelblatt. Preis 1 Mark.

Obige Fichtelgebirgslieder erfreuten sich der Quitt Sr. Maj. des Königs Ludwig II., sowie der besten Kritiken von Seiten der Nordd. Allg. Ztg., des Bayerisch. Tagebl., Frank. Curir, der Neuen Bad. Land-Ztg. und vieler anderer Blätter. [78

Wallenstein und sein letzter Tag in Eger. von Otto Victor Richter.

Mit drei artistischen Beilagen und einem Grundriß. Cartonirt 2 Mark.

Wer immer ein Interesse an diesem großen Manne und seiner Zeit nimmt, dem wird dieses Büchlein eine willkommene Erscheinung sein.

Verlag von **Duncker & Humblot** in Leipzig.

[77

Sieben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aus Halb-Asien.

Culturbilder aus Galizien, der Bukowina, Südrussland und Rumänien.

Von

Karl Emil Franzos.

2 Bände. 8. 44 Bogen in elegantester Ausstattung.

Gehftet 10 Mark (6 fl. ö. W.); in 2 Calicobd. 12 Mark (7 fl. 20 kr. ö. W.)

Inhalt:

- I. Band. „Aus Halbasien“ (Einleitung). — Der Aufstand von Wolowce. — Jüdische Polen. — Schiller in Barnow. — Von Wien nach Czernowitz. — Zwischen Danester und Bistrizza. — Ein Culturfest. (Das Jubiläum der Bukowina; die Gründung der Universität Czernowitz.) — Rumänische Frauen. — Jancu der Richter. — Gouvernements und Gespielen. — Tode Seelen. — Ein jüdisches Volksgericht. — Der schwarze Abraham. — Nur ein Ei.
- II. Band. Kossuth-Jagden. — Auch ein Hochverrätber. — Der lateinische Kanonier. — Der Schnapsgraf. — Am Altare. — Wladislaw und Wladislawa. — Im Hafen von Odessa. — Die Leute vom „wahren Glauben.“ — Der Richter von Biala. — Nikolaj Pawloff.

Der bekannte Sittenschilderer des Ostens bietet hier ein Werk, welches bedenkenden culturhistorischen Werth mit farbenfrischer und anziehender Darstellung verbindet. Mit den Verhältnissen der geschilderten Länder auf das innigste vertraut, von grösster Unbefangenheit und strenger Wahrheitsliebe geleitet, mit seltenem Schilderungstalent ausgestattet, hat er ein Buch geschaffen, dessen Werth als orientirende und unterhaltende Lectüre ein bleibender sein dürfte. Wir empfehlen das Werk allen Freunden ethnographischer und culturhistorischer Literatur.

Herausgegeben von **Julius Rodenberg, BERLIN.**
 Literarische Rundschau.
 Wissenschaftl. Essays
 aus allen Gebieten des menschl. Wissens.

Erscheint in monatlichen Heften von 10118.
Novellen und Romane.
 Organ für die gesammten deutschen Kultur-Bestrebungen.
 Abonnements werden jeder Zeit entgegen-
 genommen. Preis pro Quartal 6 Mark.

Verlag von **Gebrüder Paetel, BERLIN.**
 Politische Rundschau.
 Berliner und Wiener Monats-Chronik
 über öffentliches Leben, Theater und Musik.

Deutsche Rundschau.

Zweiter Jahrgang. — Auflage 10,000 Exemplare.

5)

Inhalt des soeben ausgegebenen siebenten Heftes:

- | | |
|--|--|
| <p>I. Julius von der Traun, Die Aebtissin von Buchau. Novelle. I.</p> <p>II. J. von Hartmann, Der deutsch-französische Krieg 1870 und 1871, redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Generalstabes. Erster Theil. Ein kritischer Versuch. I.</p> <p>III. Franz Dingelstedt, Eine Faust-Trilogie. Dramaturgische Studie. I.</p> <p>IV. **** Die Lage im Orient. III. (Schluss.)</p> <p>V. L. Friedländer, Reisen in Italien in den letzten drei Jahrhunderten.</p> <p>VI. W. Rossmann, Ueber Schliemanns Troja.</p> <p>VII. Briefe von Schiller an Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg über ästhetische Er-</p> | <p>ziehung. In ihrem ungedruckten Urtexte herausgegeben von A. L. J. Michelsen.</p> <p>VIII. Siegfried Kapper, Montenegro. I. II.</p> <p>IX. Erich Schmidt, Scherer's Geschichte der deutschen Dichtung im XI. und XII. Jahrhundert.</p> <p>X. Karl Laubert, Neuere französische Literatur.</p> <p>XI. Karl Frenzel, Die Theater in Berlin.</p> <p>XII. Louis Ehlert, „Tristan und Isolde“ in Berlin.</p> <p>XIII. Wilhelm Oncken, Napoleon III. am 5. und 6. Juli 1870.</p> <p>XIV. Mittheilung der Kaiserl. Königl. Akademie der bildenden Künste zu Wien.</p> <p>XV. Literarische Neuigkeiten.</p> |
|--|--|

Im Verlage von Ernst Julius Gänther in Leipzig erschien:

Allerhand Ungezogenheiten.

von
Oscar Blumenthal.

Vierte Auflage.

16 Bogen in elegantem Bundesdruckumschlag. Preis 3 Mark, elegant geb. 4 Mark 50 Pfennige.
Unter der Devise:

Hütet, Freunde, nicht, wenn Spötter Euch verlassen! —
 Erwideret ihr's, und Eucht und nicht:
 Der Spötter Weg kann Nichts verächtlich machen,
 Was jeder nicht verächtlich ist! —

hat der Verfasser in dem obigen übermäßigen Büchlein, das er „meinen lieben Gegnern feindschaftlich“ zweigiebt, seine besten polemischen und satirischen Aufsätze, Aphorismen und Epigramme, gesammelt. In der Abtheilung „Bunte Zeitzeile“ gibt er einen literarischen Fernentwurf, der allseitiges Aufsehen erregen dürfte.

Das
„Berliner Tageblatt“
 erscheint täglich bei Mayer, mit
 Ausnahme Sonntags, und ist durch die
 Expedition **Jerusalemstr. 48.** sowie
 durch alle Zeitungshandlungen und
 Buchhändler des Reichs zu beziehen.
 Preisverzeichn. **Jerusalemstr. 48.**



Das Abonnement-Preis
 beträgt für die Expedition-Bezüge:
 Ein „M.“- und „Sonntagsblatt“
 einschließlich 5 Mk. 25 Pf. incl. Ver-
 sende, monatl. 1 Mk. 15 Pf., durch die
 Post bezogen 5 Mk. 25 Pf. incl. Versand.
 Inserate
 pr. Zeile-Zeich 40 Pf.

Berliner Tageblatt.

Die großen Erfolge, welche das „Berliner Tageblatt“ in so rascher Weise wie kein zweites Blatt in Deutschland erzielt hat, sprechen am deutlichsten für die Wichtigkeit des Inhalts. Dasselbe ist nunmehr

Deutschlands gelesenste und verbreitetste Zeitung.

Je größer der Leserkreis einer Zeitung, umso mehr ist dieselbe verpflichtet, und umso mehr in der Lage, den weitgehenden Ansprüchen des Publikums zu genügen. Diesen Standpunkt hat das „Berliner Tageblatt“ durch die außerordentliche Reichhaltigkeit seines Inhalts, bei leicht übersichtlicher Verpackung, stets gemacht.

Das illustrierte humoristisch-satirische Wochenblatt:

Illustrirtes Wochenblatt für **Humor und Satire.**

Wird und kann das Blatt bestellt.
 Es ist nicht nur ein Vergnügen,
 sondern auch ein Gewinn.
 Wo man auf den Witz abhören kann,
 Will - nach den Umständen -
 Die andere Seite der Medaille sehen.
 Familienverhältnisse des Witz.
 Scherz, Satire, die Illustration.
 Wagners Verlag.

Preis des Blattes.
 Das Blatt kostet 1/2 - 1/3 ist nicht zu
 unterschätzen und ist ein Gewinn.
 Entrez nous.
 Wenn man „Tageblatt“
 kauft, ist es gratis, wie selbst.
 Empfehlenswert.
 Für die Illustration, die Nummer
 ist nicht zu unterschätzen, das ist unser Gewinn!

hat durch seinen frischen, ungekünstelten Humor, durch die drastische Schlagsfertigkeit seines Witzes und durch die meisterhaften Illustrationen von H. Scherzberg eine große Popularität und Beliebtheit sich zu erwerben gewußt.

Die feuilletonistische Beilage:

Berliner Sonntagsblatt
 Gratis Beilage

redigiert von Dr. Oscar Blumenthal, enthält Novellen, interessante Kritiken aus allen Gebieten, Reise- und Kulturbilder, Biographien, Humoresken, Mittheilungen aus Landwirthschaft und Gewerbe, Wissenschaften etc.

In täglichen Feuilletons des „Berliner Tageblatt“ erscheinen Original-Novellen und Novellen berühmter Schriftsteller. Überhaupt wird diesem Unterhaltungsbeilage des Blattes die größte Sorgfalt geschenkt und nur der gelungenste und wertvollste Stoff ausgewählt.

Abonnement auf das „Berliner Tageblatt“ nebst der Feuilleton-Beilage „Sonntagsblatt“ und dem humoristisch-satirischen Wochenblatt „Witz“ nehmen alle Postämter pro Quartal entgegen, zum Preise von

nur 5 Mark 25 Pfge. = 1/2 Thlr.
 für alle drei Blätter zusammen.

Wit der raschen Zunahme des Verkaufes hat der Umfang des Inseratenbestells gleichen Schritt gehalten und bietet derselbe ein reiches Bild des sich in öffentlichen Kreislagen abspielenden geistlichen- und weltlichen Lebens. Der Inseratenpreis von 40 Pfge. pr. Zeile (Arbeitsmarkt 30 Pfge.) ist im Verhältnis zu der großen Verbreitung von

38,000 Exemplaren

wie solche keine zweite deutsche Zeitung besitzt, ein sehr billiger zu nennen.

Die Expedition des „Berliner Tageblatt“
 48. Jerusalemstrasse 48.